

Studentisches SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

FreiRäume

Zur Lücke zwischen Interaktion und Struktur

Patrick Wohlkönig

Social Web: Macht durch FreiRäume

Benjamin Mattausch

Sicherheitspolitik in Großstädten

Daniel Wagner

**Außerdem: Fokussierte Ethnografie als Methode in der Soziologie,
Interviews, Rezensionen u.v.m.**

EDITORIAL

FreiRäume

Liebe Leser_innen,

dank zahlreicher Einsendungen und eurer Unterstützung freuen wir uns ganz besonders, die nunmehr 4. Ausgabe des Studentischen Soziologiemagazins präsentieren zu dürfen, die auch ein Stück weit Zeichen für die Kontinuität des SSM ist. Zugegeben mit leichter Verspätung, aber dafür weiter gereift, lest ihr in dieser Ausgabe interessante Artikel rund um FreiRäume. Das Thema war absichtlich offen gehalten, um den einzelnen Autor_innen einen individuellen Zugang zu ermöglichen. Die Beiträge im Heft spannen aber nicht nur inhaltlich einen weiten Bogen. Auch bei der praktischen Umsetzung lassen sich verschiedene Herangehensweisen beobachten.

Der erste Artikel von Patrick Wohlkönig nähert sich dem Thema der FreiRäume aus einer theoretischen Perspektive. In einem Vergleich der Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours mit dem Bourdieuschen Raumkonzept zeigt er Schwächen und Stärken beider Ansätze auf. Schließlich weist er daraufhin, dass sich die beiden Konzepte nicht unvereinbar gegenüberstehen, sondern dass sich die Theorien sinnvoll um die jeweils andere Perspektive ergänzen lassen und so ein breiteres Anwendungs- und Erklärungspotenzial entwickeln.

Benjamin Mattausch versucht in seinem Beitrag die Frage zu beantworten, ob das Social Web in der Lage ist, politische FreiRäume zu schaffen. Zwar nähert auch er sich dem Begriff des FreiRaums durch die Brille einer bestimmten Theorie – dem Foucaultschen Gouvernementalitätskonzept –, das Hauptaugenmerk des Artikels liegt jedoch auf der Suche nach FreiRäumen durch Social Media. Während die ersten beiden Artikel FreiRäume gesucht bzw. gefunden haben, kommt Daniel Wagner mit seinem Aufsatz über Sicherheitspolitik in Großstädten zu einem eher gegenteiligen Ergebnis. Er begibt sich anfangs ebenfalls auf die Suche nach FreiRäumen, muss dann jedoch feststellen, dass Großstädte „kaum herrschafts- bzw. besitzfreie Räume kennen“.

Die Rubrik der „Teilnehmenden Beobachtungen“ eröffnen dieses Mal drei Kurzinterviews über FreiRäume mit Prof. Michael Jäckel, PD Dr. Renate Ruhne und dem Vorsitzenden des BDS, Bernd Vonhoff.

Im Anschluss stellen wir mit dem Beitrag von Jan-Michael Kühn erstmals eine Methodenbeschreibung vor: Im Rahmen der „Soziologie des Neuen“ und anhand seines eigenen Forschungsprojekts über die Produktion von Technomusik in Home-Recording-Studios führt Kühn exemplarisch in die Methodik der fokussierten Ethnografie ein.

In seiner Rezension des Buches „Symbolische Formung. Eine Soziologie des Symbols und des Rituals“ von Hans-Georg Soeffner beschreibt Christian Eberlei die Bedeutung von Symbolen und Ritualen als Determinanten des Sozialen und der menschlichen Kommunikation. Den Sammelband „Zukunftswissen“, herausgegeben von Heinrich Hartmann und Jakob Vogel, hat Anja Jahnelt rezensiert. Darin werden Prognosen und Prognostik in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft unter die Lupe genommen.

Der Zukunft regionaler Esskulturen widmete sich eine Ad-hoc-Gruppe im Rahmen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der vom 11. bis 15. Oktober 2010 in Frankfurt am Main stattfand. Stephanie Baum nimmt dies zum Anlass, einen „Einblick in die Soziologie des Essens“ zu geben.

Und nicht zuletzt findet ihr auch in diesem Heft wieder ein Interview mit einem international bekannten Soziologen: Dieses Mal hat sich Elisabeth Badenhoop für uns mit Prof. Nicholas Watson, Direktor des Strathclyde Centre for Disability Research an der University of Glasgow, über die Ursprünge, Gegenwart und Zukunft der Disability Studies unterhalten. Zur Vertiefung finden Interessierte am Ende eine Bibliografie, die in die wichtigen Debatten einführt.

Den Abschluss bildet unser Soziologie-Terminkalender für die zweite Jahreshälfte 2011.

Nach der Vorstellung des aktuellen Heftes möchten wir zum Schluss noch auf eine andere Entwicklung beim Soziologiemagazin aufmerksam machen. Besonders froh sind wir über die breite und positive Resonanz auf unseren Blog. Sowohl Mitglieder der SSM-Redaktion als auch Gastautor_innen posten hier (www.sociologiemagazin.de) regelmäßig Beiträge zu tagesaktuellen soziologischen Themenfeldern, Konferenzen und Publikationen. Wir danken den Gastautor_innen und Kommentator_innen für ihr Engagement; gleichzeitig laden wir euch, liebe Heft-Leser_innen, dazu ein, selbst Blog-Autor_innen zu werden. Wie das geht, erfahrt ihr hier: www.sociologiemagazin.de/blog/blogbeitrag-verfassen/

Nach wie vor freuen wir uns auch über neue Gesichter in der Redaktion. Schreibt bei Interesse einfach eine Mail an redaktion@sociologiemagazin.de!

Nun wünschen wir aber viel Spaß beim Lesen des Magazins. Und wem das Lesen selbst Lust aufs Schreiben macht, dem sei das Call4Papers am Ende des Heftes ans Herz gelegt.

Herzlichst,
Christoph Schubert & Steffen Zierold

Inhalt

Editorial 2

FreiRäume

Zur Soziologie des (Un-)Bestimmten oder zur (un-)bestimmten Soziologie

Zur Lücke zwischen Interaktion und Struktur 8

Patrick Wohlkönig

Social Web: Macht durch FreiRäume 18

Benjamin Mattausch

Sicherheitspolitik in Großstädten 30

Daniel Wagner

Teilnehmende Beobachtungen

„Ein guter Kompass, first things first und Wohlwollen“ 45

Ein Kurzinterview mit Prof. Michael Jäckel

Die Universität als FreiRaum 47

Ein Kurzinterview mit PD Dr. Renate Ruhne

„Soziolog_innen haben einen echten Wettbewerbsvorteil“ 49

Ein Kurzinterview mit Bernd Vonhoff

Eine Frage der Methode: Fokussierte Ethnografie 52

Eine Methodenvorstellung von Jan-Michael Kühn

Im Zeichen des Widersprüchlichen. Eine Soziologie der symbolischen Formung 64

Eine Rezension von Christian Eberlei

FreiRaum Zukunft? 72

Eine Rezension von Anja Jahnel

Nahrung zwischen Dioxin und Distinktion 78

Ein Einblick in die Soziologie des Essens von Stephanie Baum

Everybody will have an impairment 84

An interview with Prof. Nick Watson, conducted by Elisabeth Badenhoop

Tagungen und Kongresse 96

Workshops 98

Impressum 102

Call4Papers 106

zur fünften Ausgabe „Geburt-Leben-Tod“



Max Weber-Studienausgabe (MWS)

Bisher erschienene Bände:

I/2:
**Die römische Agrargeschichte
in ihrer Bedeutung für das Staats-
und Privatrecht**

1988. VII, 242 S.
ISBN 978-3-16-845393-2 fBr € 18,-

I/8:
**Wirtschaft, Staat und Sozial-
politik**

1999. VI, 224 S.
ISBN 978-3-16-147148-3 fBr € 18,-

I/10:
**Zur Russischen Revolution
von 1905**

1996. VI, 476 S.
ISBN 978-3-16-145625-1 fBr € 20,-

I/11:
**Zur Psychophysik der
industriellen Arbeit**

1998. 268 S.
ISBN 978-3-16-146891-9 fBr € 18,-

I/15:
Zur Politik im Weltkrieg

1988. VII, 443 S.
ISBN 978-3-16-845036-8 fBr € 20,-

I/16:
Zur Neuordnung Deutschlands

1991. VII, 264 S.
ISBN 978-3-16-145691-6 fBr € 18,-

I/17:
**Wissenschaft als Beruf (1917/19).
Politik als Beruf (1919)**

1994. V, 154 S.
ISBN 978-3-16-145813-2 fBr € 16,-

I/19:
**Die Wirtschaftsethik der
Weltreligionen I.
Konfuzianismus und Taoismus**

1991. VI, 332 S.
ISBN 978-3-16-145626-8 fBr € 20,-

I/20:
**Die Wirtschaftsethik der
Weltreligionen II.
Hinduismus und Buddhismus
1915–1920**

1998. VI, 415 S.
ISBN 978-3-16-146839-1 fBr € 20,-

I/21:
**Die Wirtschaftsethik der
Weltreligionen.
Das antike Judentum.
Schriften und Reden 1911–1920**

2008. VI, 624 S.
ISBN 978-3-16-149084-2 fBr € 39,-

I/22,1:
**Wirtschaft und Gesellschaft.
Gemeinschaften**

2009. V, 217 S.
ISBN 978-3-16-148516-9 fBr € 19,-

I/22,2:
**Wirtschaft und Gesellschaft.
Religiöse Gemeinschaften**

2005. VIII, 288 S.
ISBN 978-3-16-148450-6 fBr € 19,-

I/22,4:
**Wirtschaft und Gesellschaft.
Herrschaft**

2009. VI, 410 S.
ISBN 978-3-16-149282-2 fBr € 29,-

I/22,5:
**Wirtschaft und Gesellschaft.
Die Stadt**

2000. V, 173 S.
ISBN 978-3-16-147278-7 fBr € 12,-

*Weitere Informationen zu
Studienliteratur finden Sie unter
[www.mohr.de/soziologie/
studienliteratur.html](http://www.mohr.de/soziologie/studienliteratur.html)*



Mohr Siebeck
Tübingen
info@mohr.de
www.mohr.de

©Thomas Siepmann/PIXELIO (bearbeitet)



Zur Lücke zwischen Interaktion und Struktur

Die Akteur-
Netzwerk-
Theorie und
Bourdieu's
Raumkonzeption
im Vergleich

von
Patrick Wohlkönig

Die Akteur-Netzwerk-Theorie

Die ANT ist ein sozialwissenschaftlicher Theorieansatz, der wissenschaftliche und technische Innovationen erklären will. Seine Entwicklung begann Mitte der 1980er Jahre im französischen Sprachraum, und mittlerweile erfährt dieser Ansatz auch im deutschsprachigen Raum zunehmend Beachtung. Das Konzept zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass es Eigenschaften und Verhaltensweisen der belebten und vor allem auch der unbelebten Natur, der technischen Artefakte, der sozialen AkteurInnen sowie der Normen und Institutionen in wissenschaftliche Analysen mit einbezieht. Sie werden allesamt als Handlungssubjekte eines Netzwerks und als Resultat gegenseitiger Relationierungen verstanden. (Vgl. Schulz-Schaeffer 2000: 187f.)

Damit grenzen sich VertreterInnen der ANT, wie beispielsweise einer ihrer Begründer, Bruno Latour, von der „common sense“-Soziologie und vor allem von ihrem Verständnis des „Sozialen“ ab. Dieses sei bisher stets als eine Art Material oder Sphäre aufgefasst worden, das eine „soziale Erklärung“ eines anderen Sachverhalts liefert. Bei einem derartigen disziplinären Entwicklungsstand könne man Latour zufolge aber nicht mehr genau beschreiben, wie das Soziale zusammengesetzt ist. Darum habe die ANT diesen Begriff neu definiert und die traditionellen Fragen der

Dieser Beitrag diskutiert eine fundamentale Theoriefrage der soziologischen Disziplin schlechthin: Die in zahlreichen Traditionen manifeste Kluft zwischen Handlungsautonomie und Strukturdetermination wird vor dem Hintergrund des erkenntnistheoretischen Potentials der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) in den Blick genommen. Um die theoretische Leistungsfähigkeit der ANT reflektieren und beleuchten zu können, konfrontiert dieser Artikel Bruno Latours ANT-Ansatz mit dem Raumkonzept Pierre Bourdieus (1991/2005). Dabei sollen neben den bestehenden Differenzen auch mögliche Parallelen und Verbindungslinien zwischen den beiden Modellen ausgelotet werden. Am Ende stehen die Erkenntnis und der Vorschlag, durch eine Kombination, durch ein gegenseitiges Integrieren der beiden Ansätze die theoretische Kluft zwischen selbstbestimmter Handlungspraxis und handlungsdeterminierender Struktur zu verringern.

Sozialwissenschaften wieder aufgegriffen: Was ist eine Gesellschaft? Was bedeutet „sozial“? Wieso spricht man etwas eine soziale Dimension zu? (Vgl. Latour 2007: 10)

Latours Bezeichnung der „common sense“-Soziologie richtet sich dabei einerseits an jene soziologischen Theorien, die eine strukturalistische Argumentationsbasis aufweisen und die Handlungen durch vorgefundene gesellschaftliche Strukturen determiniert verstehen. Er kritisiert damit aber andererseits auch jene interaktionstheoretischen Modelle, die versuchen, mittels einer „oszillierenden Bewegung“ eine Brücke zwischen dem Mikro- und dem Makrokosmos zu schlagen. (Vgl. ebd.: 290ff.)

„Struktur ist sehr mächtig und doch zu schwach und zu weit entfernt, um irgendeine Wirksamkeit zu besitzen“ (Latour 2007: 291).

Am Beginn der Akteur-Netzwerk-Theorie steht demgegenüber der Gedanke, dass nichts Spezifisches die Gesellschaftsordnung auszeichne. Es gebe keine soziale Dimension irgendeiner Art, keinen sozialen Kontext, keinen eigenen Bereich der Wirklichkeit, dem das Etikett „sozial“ angeheftet werden könne. AkteurInnen wüssten genau, was sie tun, denn sie wären in keinen gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet. (Vgl. ebd.: 15)

Anstatt das Handeln von Menschen auf Strukturen zurückzuführen, müsse man sich die an einer Handlung beteiligten Entitäten (Menschen, Objekte etc.) vergegenwärtigen. Es existiert nach Latour keine unsichtbare Kraft, welche die Menschen dazu zwingen könnte, sich nach vorgegebenen Regeln zu verhalten. Eine auftretende Handlung sei vielmehr ein unbestimmbarer Vorgang und unerwarteter Akt. Sie werde nicht durch das Konstrukt „Gesellschaft“ geformt, sondern das Handeln sei an sich unterdeterminiert und von Kontroversen durchzeichnet (vgl. ebd.: 79f.). Daher setze sich die ANT dafür ein, Handlungsquellen grundsätzlich als ungewiss einzustufen (vgl. ebd.: 103). Die etablierte Denkweise von strukturalistisch orientierten TheoretikerInnen umzukehren, stellt dabei einen Kernpunkt dieser Konzeption dar. So bringe die „Gesellschaft“ beispielsweise auch keine Ungleichheiten hervor, weil sie am Ende des Prozesses stehe, anstatt als gegebenes Ganzes Einfluss auf Handlungen zu nehmen. Es müsse danach gefragt werden, wo und wie Asymmetrien in der Praxis überhaupt entstehen. (Vgl. ebd.: 110) Für die ANT besteht die soziale Welt demnach einzig aus lokalen Interaktionen. Dabei sollen – und das ist die Besonderheit der ANT – auch „nicht soziale“ Objekte, die in Handlungen involviert sind, eine Rolle in soziologischen Untersuchungen spielen. Das Materielle müsse stets mitberücksichtigt werden, da es, ähnlich wie Symbo-

le, den Handlungsverlauf beeinträchtigen könne. Die Objekte würden nämlich auch zu „Mittlern“, die Informationen übertragen und somit andere Entitäten, also auch Menschen, beeinflussen. (Vgl. ebd.: 134) Nach der vorgestellten Lesart besitzt das Soziale an sich noch keinen Erklärungscharakter:

„Das Soziale hat nie irgend etwas erklärt, das Soziale muss statt dessen erklärt werden“ (Latour 2007:167).

BefürworterInnen der ANT vertreten die Ansicht, AkteurInnen stehen stets miteinander in Verbindung und beeinflussen sich ausschließlich in dieser Art und Weise unerwartet in ihren Verhaltensweisen. Latour beschreibt diesen Vorgang mit dem Begriff der „Assoziation“. AkteurInnen transportieren demzufolge nicht irgendeine Kraft, sondern bringen Transformationen hervor, die sich in vielen unerwarteten Ereignissen bei anderen „Mittlern“ manifestieren. Diese Ereigniskette müsse man untersuchen, sie „verfolgen“, denn das sei die eigentliche Aufgabe sozialwissenschaftlicher Analysen. (Vgl. ebd.: 185f.)

Zwischen AkteurInnen bestünden also zu untersuchende Verknüpfungen, die Bedeutungen, Handlungsmöglichkeiten und Ereignisse transportieren. Diesen Vorgang nennt die ANT eine „Übersetzung“, welche nicht zwingend eine Kausalität bedeute, sondern zwei „Mittler“ dazu veranlasse, zu koexistieren.

Scheint eine Kausalität zu bestehen, so deute dies nur darauf hin, dass andere „Mittler“ in Stellung gebracht worden seien, um eine solche Fortbewegung vorhersagbar zu machen. Treibe man dies im untersuchten Akteur-Netzwerk weit genug, dann bräuchte man den Begriff der „Gesellschaft“ nicht mehr. (Vgl. ebd.: 188)

Die KritikerInnen bemängeln hingegen die unkonventionelle Forschungspraxis der ANT. So würde die Untersuchung des banalsten Phänomens bereits einen enormen Forschungsaufwand bedeuten, da die ForscherInnen stets zahlreiche Interaktionsketten zurückverfolgen müssten. Latour selbst greift diesen Punkt auch mehrfach auf, bietet hierfür jedoch keine konkrete Lösung. (Vgl. ebd.: 255)

Nach dieser kurzen Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie wird schnell deutlich, dass diese Perspektive eine völlig andere Zugangsweise zu „sozialen Phänomenen“ ermöglicht, als die gewohnte. Ihre Darstellung erfolgte bis hierhin zugegebenermaßen rein theoretisch und daher abstrakt. Auch um zu zeigen, was die ANT zu leisten oder nicht zu leisten imstande ist, und inwiefern ihr erkenntnistheoretisches Potential anschlussfähig gemacht werden kann, möchte ich sie nun mit Pierre Bourdieus Raumkonzept (1991/2005) kontrastieren. Denn obwohl Latour

(2001: 144f., 266f., 292f., 360f.) in seinem Hauptwerk Bourdieu des Öfteren direkt angreift, so eignet sich dessen Raumtheorie aufgrund der Doppeldeutigkeit – der Koexistenz eines „physischen“ und eines „sozialen Raums“ – besonders gut, die Überschneidungen zwischen den beiden Soziologen, aber auch deren konträre Standpunkte, sichtbar zu machen.

Physischer, sozialer und angeeigneter Raum

Bourdieu versteht unter dem „physischen Raum“ eine Anordnung von Objekten aller Art. Der ebenfalls von ihm thematisierte „soziale Raum“ zielt dagegen auf die Untersuchung sozialer Ungleichheit. Diese zugrunde liegende Raumkategorie zeichnet sich durch eine Struktur des Nebeneinanders von sozialen Positionen aus. Sie geht dabei über klassische und eindimensionale Erklärungsmodelle gesellschaftlicher Ungleichheit hinaus, da soziale Standorte über das ökonomische (Ausprägungen materiellen Reichtums), kulturelle (u.a. sämtliche kulturelle Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen) und soziale (z.B. vorteilhafte vs. hinderliche Gruppen-, Schicht- oder Milieuzugehörigkeiten) Kapital lokalisiert werden. (Vgl. Schwingel 2005: 88ff.)

Laut Bourdieu (1991: 26) schlägt sich der soziale Raum in Form konkreter Anordnungen von AkteurInnen und Eigenschaften nieder:

„Daraus folgt, dass alle Unterscheidungen in Bezug auf den physischen Raum sich wiederfinden im reifizierten sozialen Raum, der sich [...] definieren lässt als Korrespondenz zwischen einer bestimmten Ordnung der Koexistenz von Akteuren und [...] Eigenschaften“ (ebd.).

Daher lässt sich an der physischen Verortung von AkteurInnen auch anschaulich deren Position im sozialen Raum ablesen. Als Beispiel dient Bourdieu die Zweiteilung des kabyllischen Hauses, in welcher auch die Struktur der geschlechtlichen Arbeitsteilung Ausdruck finde. Somit sei der physische Raum ein Ort, an dem sich Macht äußerst subtil mittels symbolischer (und tatsächlicher) Gewalt bestätige und vollziehe. (Vgl. ebd.: 27)

Die VertreterInnen der ANT haben allerdings mit der Trennung des Physischen vom Sozialen oder mit Formulierungen, die einen „sozialen Raum“ beschreiben, welcher „symbolische Gewalt ausübt“, so ihre Probleme (vgl. Latour 2007: 142ff.). Dennoch sind in Bourdieus Schriften begriffliche und theoretische Feinheiten zu entdecken, die diese vermeintlich strikte Trennung des Sozialen vom Physischen abmildern. Er spricht nämlich auch von einer „sozialen Struktur in objektiviertem Zustand“ (Bourdieu 1991: 28), woraus sich dem Autor zufolge Konzentrationen von seltenen Gütern und den dazugehörigen BesitzerInnen an bestimmten

physischen Orten, wie beispielsweise die Fifth Avenue, ergeben. Solchen sozial angesehenen Orten stehen schwächer gestellte Quartiere – im Sinne der oben genannten und am jeweiligen Ort präsenten und repräsentierten Kapitalsorten – gegenüber. Die soeben beschriebene Ungleichverteilung von Personengruppen mit bestimmten Merkmalen (beispielsweise die „Ethnie“ oder „Kaufkraft“) innerhalb einer Stadt wird in der Stadtsoziologie als „residentielle Segregation“ bezeichnet.

Die diesbezügliche Kritik der ANT würde sich bei der Bourdieuschen Betrachtung jedoch insofern fortsetzen, als sie soziale Schichtung als gegebenes Fixum betrachtet und dabei die lokalen Interaktionen, die z.B. zur Entstehung residenteller Segregation führen und diese nun reproduzieren, weitgehend ausblendet. Soziale Quartiersbildungen existieren nicht einfach, sondern müssen vor Ort „gelebt“ werden. Folglich führen erst beobachtbare Interaktionen zwischen den im Raum verteilten Entitäten zu Assoziationsketten, die Segregation herbeiführen bzw. wahrnehmbar werden lassen. Bourdieu deutet dies immerhin an, wenn er hervorhebt, dass bestimmte Raumordnungen sozial ausgehandelt werden müssen. Die Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gruppen um soziale Räume dienen dem Zweck, damit verbundene Vorteile oder Privilegien zu erkämpfen bzw. auszubauen. Die vorherrschende Ak-

teurInnengruppe könne ihre Kapitalien einsetzen, um sich sozial unerwünschte Personen oder Dinge vom Leib zu halten und sie somit von ihrem „Reich“ ausgrenzen. (Vgl. ebd.: 29f., 31)

Das, was man in der Soziologie für gewöhnlich als „soziale Schließung“ bezeichnet, stellt Bourdieu also einerseits strukturtheoretisch, aber andererseits auch praxisbezogen dar:

„Man kann durchaus ein Wohngebiet physisch belegen, ohne wirklich und im strengen Sinne darin zu wohnen; wenn man nämlich nicht über die stillschweigend geforderten Mittel dazu verfügt, angefangen mit einem bestimmten Habitus. [...] es ist der Habitus, der das Habitat macht“ (ebd.: 31).

So, wie es privilegierte physische Räume gibt, existieren auch benachteiligte Quartiere, oftmals als „Ghettos“ symbolisch degradiert, die ihre BewohnerInnen aufgrund fehlender Kapitalien in einem Reservat versammeln und stigmatisieren. In der Praxis drückt sich dabei oft sehr sichtbar die sozial widerfahrene Benachteiligung aus. Es fehlt der soziale Kontakt über das eigene Milieu hinaus, aber auch subtilere Aspekte des kulturellen und sprachlichen Kapitals, wie etwa die Körperhaltung und Aussprache, können dazu beitragen, soziale Ungleichheit zu reproduzieren (vgl. ebd.: 33). An diesen Beispielen ist zu erkennen, wie vor dem Hintergrund existie-

render Strukturen in Interaktionsvorgängen Bedeutungen geschaffen, vermittelt und weitergegeben werden. Sieht man sich die Ausbreitung jener Bedeutungskonstruktionen an, so kann man sich zumindest gedanklich vorstellen – denn weiter folgt Bourdieu den Interaktionen nicht –, wie es im Endeffekt zu jenen Phänomenen kommt, die zahlreiche soziologische Theorien mit dem Begriff „sozial“ bezeichnen. Bourdieu nimmt also eindeutig eine soziale Struktur bis zu einem gewissen Grad als gegeben an, hinter welche die Individuen nicht zurücktreten können, weil sie sich im Habitus von Akteuren je nach Sozialisationshintergrund festschreiben und ihre Handlungsmöglichkeiten bedingen. Diese Vorgehensweise wird wiederum von Latour (mit Bezug auf Bourdieu) kritisiert:

„Dieser Ton der Stimme, diese ungewöhnliche Ausdrucksweise, diese Handbewegung, diese Gangart, diese Körperhaltung – sind sie nicht alle ebenfalls zurückverfolgbar?“ (Latour 2007: 360).

Man solle sich vielmehr von der Existenz einer unsichtbaren sozialen Struktur, die individuelle Handlungsräume begrenzt, verabschieden und stattdessen untersuchen, mit welchem Wissen und kognitiven Aufwand AkteurInnen tatsächlich zu ihren Entscheidungen finden. Latour spricht hier von „[...] Plug-

ins, die sich abonnieren lassen und die man auf der Stelle herunterladen kann, um lokal und provisorisch kompetent zu werden“ (ebd.: 362). So gebe man den AkteurInnen wieder ihre Handlungskompetenz zurück (vgl. ebd.: 355f.). Der Mitbegründer der ANT erkennt allerdings ebenso an, dass AkteurInnen bestimmte Handlungsmuster immer wieder anwenden, wenn sie sich in bestimmten Situationen als erfolgreich bewiesen haben. Latours Kritik an Bourdieus Konzept zielt daher vor allem auf die sozialtheoretische Fundierung des Habitus-Modells, das davon ausgeht, dass Menschen z.B. aufgrund ihrer „Erziehung“, „Herkunft“ oder „Sozialisations“ spezifische Geschmacksrichtungen, Wahrnehmungsmuster oder Verhaltensweisen annehmen – nicht aber auf den Begriff oder die Kategorie des „Habitus“ selbst:

„Aus diesem Grund bleibt Bourdieus Begriff des Habitus, sobald er von seiner Sozialtheorie befreit wurde, ein solch exzellentes Konzept“ (ebd.: 362).

Eine abschließende Konfrontation

Die Attraktivität der ANT scheint genau darin zu liegen, dass sie aus der gewohnten Vorstellung sozialwissenschaftlicher Konstruktionen auszurechnen versucht und kaum hinterfragte Grundannahmen des Fachs problematisiert. Strukturalistisch orientierte Theorie-

ansätze richten ihren Makroblick auf strukturelle Faktoren und Systeme, die, wie von Geisterhand geführt, die Gesellschaft zusammenhalten. Interaktionstheoretische Modelle richten hingegen den Fokus auf die konkreten Handlungssituationen, allerdings ohne dabei materielle Objekte ausreichend zu berücksichtigen. Die Akteur-Netzwerk-Theorie übernimmt weder die eine, noch die andere Perspektive, sondern versucht, auf der Grundlage einer dynamischen Ausrichtung die Handlungsstränge und Ereignisketten zu verfolgen, die zum neuen Untersuchungsgegenstand der Soziologie werden sollen. (Vgl. Schulz-Schaeffer 2000: 202)

Pierre Bourdieus Raumtheorie und seine Zweiteilung in einen sozialen und einen materiellen Raum widersprechen dabei einer Grundthese der ANT (vgl. Latour 2007: 128f.). Bourdieu bietet aber zumindest fallweise ein Konzept an, wie mikro- und makrosoziologische Phänomene in der Praxis sichtbar und erfahrbar werden können. Er beschreibt soziale Strukturen als im physischen Raum eingelagert und berücksichtigt dabei nicht nur die darin lebenden Menschen, sondern auch die vorhandenen Objekte sowie deren Einflussnahme auf die Handlungssubjekte. Für Bourdieu gibt es also nicht die so vehement von VertreterInnen der ANT kritisierten anonymen Strukturen, die Menschen zu bestimmten Handlungen verleiten, sondern tatsächliche Interaktionen zwi-

schen Entitäten aller Art – belebter und unbelebter Natur. Er konzentriert sich dabei allerdings auf jene (herrschenden) Institutionen, die mittels „symbolischer Macht“ den Handlungsspielraum bestimmter AkteurInnengruppen steuern und beschränken. „Symbolische Macht“ bedeutet dabei „legitimierte Herrschaft“ (vgl. Schwingel 2005: 117), die nach Bourdieu das Verständnis ihre Wirkung durch soziale Aneignungs- und Internalisierungsprozesse – im Unterschied zur Latours konzeptioneller Ausrichtung – situations- und individuumsübergreifend entfaltet. Dennoch ist auch für Bourdieu die Struktur das vollendete Werk und sind die beobachtbaren Handlungen Bedingung für ihre Entstehung. Die Praxis schafft und verändert die Strukturen, die schließlich wieder auf die Handlungen zurückwirken (vgl. Bohn/Hahn 2007: 292f.).

Im Vergleich zu ausschließlich strukturalistisch argumentierenden SozialwissenschaftlerInnen und in Bezug auf die Raumtheorie legt Bourdieu ein relativ ausgereiftes und in sich stimmiges Konzept vor, das die Lücke zwischen Interaktion und Struktur „mit Leben“ zu füllen vermag, auch wenn dieses „Oszillieren“ zwischen Mikro- und Makroperspektive von der ANT strikt abgelehnt wird (vgl. Latour 2007: 290ff.). Seine Theorie der Praxis stellt daher ein erstes Instrumentarium dar, das zur Überwindung des Dualismus von Subjektivismus

und Objektivismus, von selbstbestimmbarer Handlungspraxis und handlungsdeterminierender Struktur notwendig, aber keineswegs hinreichend und deshalb durch andere Konzepte zu ergänzen ist (vgl. Schwingel 2005: 58).

Die Akteur-Netzwerk-Theorie ist in analytischer Hinsicht insofern attraktiv, als mit ihr die Theorie sozialer Ungleichheit oder das Habitus-Modell auf der lokalen Interaktionsebene kritisch reflektiert und weiterentwickelt werden könnte. Beispielsweise können Situationen untersucht werden, in denen offenkundig die Habituslogik an ihre Grenzen stößt, da andere Einflussgrößen (z.B. bestimmte Objekte, Dinge oder Interaktionen zwischen Entitäten) eine Rolle spielen. Das Ziel bestünde dann darin, aufzuzeigen, wann einverleibte Strukturen aufgrund konkreter Geschehnisse, Objekte oder Vorgänge außer Kraft gesetzt werden oder zumindest den Handelnden mehr Gestaltungsspielraum zugehen. Es stellt sich also (mit Latours Worten) die Frage, in welchen Interaktionssituationen es den AkteurInnen gelingt, vorteilhafte „Plug-Ins“ herunterzuladen.

Auch die umgekehrte Weise ist vorstellbar: In welchen Situationen ist das Ablegen des eigenen „Habitus“ kaum mehr möglich? Welche „Interaktionsketten“ bestärken inwiefern eine milieuspezifische Verhaltensart? In diesem Sinne ließe sich die Habitus-Theorie um situative

Interaktionsmomente ergänzen und flexibler gestalten. Konkrete Handlungsentscheidungen einzelner AkteurInnen bekämen außerdem wieder mehr Gewicht innerhalb soziologischer Theorien, die Bourdieus Überlegungen nahe stehen.

Literaturverzeichnis:

Bohn, Cornelia/*Hahn*, Alois (2007): Pierre Bourdieu (1930-2002). In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie 2. Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens. München: C.H. Beck, 5. Auflage, S. 289-310.

Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angelegener physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hrsg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge. Band 2. Frankfurt am Main: Campus, S. 25-34.

Bourdieu, Pierre et al. (2005): Das Elend der Welt. Studienausgabe. Konstanz: UVK.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schulz-Schaeffer, Ingo (2000): Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik. In: Weyer, Johannes (Hrsg.): Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung. München: Oldenbourg, S. 187-210.

Schwingel, Markus (2005): Pierre Bourdieu zur Einführung. Dresden: Junius, 5. Auflage.

Zum Autor:

Patrick Wohlkönig, 25, studierte Kulturanthropologie und Soziologie an der Karl-Franzens-Universität Graz. Derzeit arbeitet er dort an seiner stadtsoziologischen Dissertation zum Thema „Zur Analyse, Wahrnehmung und Bedeutung ethnischer Segregation. Methodische Konzepte soziologischer Stadtforschung in Graz“. Seine Interessengebiete liegen in der Migrations- und Segregationsforschung sowie der Arbeits- und Organisationssoziologie.

MAXQDA¹⁰

The Art of Text Analysis



Deutschlands Textanalyse-Tool Nr. 1
einfach ■ effektiv ■ professionell

Werten Sie Ihre Texte aus, z.B. :

- Interviews
- Blogs
- Literatur
- Skripte
- Webseiten
- und vieles mehr...

- ★ Supergünstige Preise für Studierende
- ★ Kostenlose und voll funktionsfähige 30-Tage-Demo-Version

Social Web:

Macht durch FreiRaum

von Benjamin Mattausch



© Benjamin Köhler

Zur Einführung: Web-Revolutionen

Social Media ermöglichen innovative Formen von medialen Techniken und sozialen Praktiken, die in bestehende Machtbeziehungen eingreifen können. Machtbeziehungen sind dem Foucaultschen Gouvernementalitätskonzept zufolge nicht hierarchisch oder einseitig aufgebaut, sondern entwickeln sich vielmehr dynamisch und netzwerkartig zwischen den beteiligten Akteur_innen. Als Akteur_innen können Menschen, Dinge, Natur oder beispielsweise auch verschiedene Denk- und Verhaltensmuster auftreten. Regierungsformen als Techniken der Selbst- oder Fremdregerung üben dabei eine Scharnierfunktion aus und wirken intermediär zwischen Macht- und Herrschaftsbeziehungen. Nachrichten und Statusinformationen via Text, Ton oder Bild vermitteln über das Social Web Wissen, das eine zentrale Rolle bei der Etablierung von Machtbeziehungen spielt und so neue Freiräume schaffen kann. Freiräume können dabei Möglichkeitsfelder für Partizipation und Gegenöffentlichkeiten (Wimmer 2008: 210) eröffnen.

Dass die Umbrüche in Tunesien und Ägypten im Januar 2011 vor allem das Ergebnis von Web-Revolutionen seien, spiegelt zumindest den Grundtenor etablierter Wochenmagazine wider: „Web-Revolution: Die Waffen der Massenverbreitung“ (spiegel.de, 28.01.2011), „Mubarak kontert die Facebook-Revolution“ (stern.de, 28.01.2011) oder: „Protest der Facebook-Generation“ (focus.de, 27.01.2011). Wie viel Gehalt haben diese Schlagzeilen? Trägt das Social Web als öffentliches Forum unabhängiger Meinungsbildung zur Beschleunigung politischer Umwälzungen bei? Schaffen die neuen Medien vielmehr Freiräume für Partizipation und Empowerment? Wie beeinflussen Social Media die bestehenden Machtverhältnisse?

In Michel Foucaults „Gouvernementalität“ (frz.: gouvernementalité; dt.: die Regierung betreffend) wird Macht nicht einseitig von Herrschaftsregierungen ausgeübt, sondern liegt netzwerkartig und dynamisch zwischen allen Gesellschaftsteilen. Der Regierung kommt dabei die vermittelnde Funktion eines Scharniers zu, das intermediär zwischen Macht und Herrschaft liegt. Freiräume befinden sich nicht außerhalb von Machtbeziehungen, sondern sind auf all ihren Ebenen existent. (Vgl. Foucault 1978) Foucaults Ansatz soll nun helfen, die durch die neuen Medien verän-

derten Machtbeziehungen, die seit der Etablierung des Internets in den 2000er Jahren neue Freiräume des Alltags und der politischen „Gegenöffentlichkeiten“ (Wimmer 2008: 210) geschaffen haben, zu beschreiben.

Soziale Räume, wie auch das Social Web, werden in sozialen Prozessen ausgehandelt und hergestellt. Die Räume, in denen Machtbeziehungen wirken, können bestimmte Zwecke und Handlungsfolgen beinhalten, die physisch festgeschrieben sind. (Vgl. Hamm 2003: 277) Entscheidend in sozialen Räumen ist die Identifizierung von Freiräumen, in denen kreatives oder innovatives Handeln möglich ist.

Das Internet beinhaltet hauptsächlich computervermittelte Kommunikationen und schafft durch Interaktivitäten zwischen menschlichen Akteur_innen und Techniken aktive „Rückmelde- und Eingriffsmöglichkeiten“ (Suttner 2010: 154). „Social Media“ meint die zunehmende digitale Vernetzung über soziale Online-Netzwerke (Facebook, meinVZ u.a.), Blogs oder Microblogs wie Twitter, eMails, Wikis, Foren sowie Multimedia-Sharing-Plattformen wie YouTube oder Myspace, die allesamt als interaktive Kommunikationsinstrumente das Social Web (auch Web 2.0 genannt) konstituieren. Das wichtigste Merkmal des Social Web besteht darin, dass die Nutzer_innen durch sog. „user-generated contents“, also selbst generierte Inhal-

te, aktiv in die Gestaltung der angebotenen Informationen eingreifen können, wodurch die Unterscheidung zwischen Produzierenden und Nutzer_innen verschwimmt. Digital vernetzte Interaktionen zwischen Menschen und Interaktivitäten zwischen Menschen und Techniken stehen im Social Web im Mittelpunkt. (Vgl. Boyd 2008: 92; Suttner 2010: 154) Technologischer Fortschritt, wie ihn z.B. internetfähige SmartPhones verkörpern, beschleunigt die Verbreitung dieser Form digitaler Vernetzung. Das Social Web sowie das Internet sind dabei immer in einen spezifischen sozialen Kontext eingebettet, wobei Social Media dabei nur eine neue Form technikvermittelter und ortsunabhängiger Interaktion darstellen.

Im Folgenden möchte ich nun den Foucaultschen Gouvernementalitätsansatz auf das Social Web anwenden. Hier geht es mir vor allem um die Macht- und Herrschaftsverhältnisse am Beispiel des Social Web, in dem Macht als gesellschaftliche Grundbedingung und Herrschaft als institutionalisierte Macht verstanden werden soll. Dabei wird deutlich, welche entscheidende Rolle Wissen in Machtbeziehungen spielt. Wissen kann Freiräume und Gegenöffentlichkeiten herstellen, die partizipative und kreative Praktiken im Social Web erst ermöglichen. Mein Beitrag kann jedoch keine umfassende wissenssoziologische Perspektive einnehmen, sondern versucht,

Phänomene des Social Web gouvernementalitätstheoretisch zu erfassen und zu beschreiben. Eine fundierte technik- oder mediensoziologische Analyse steht dabei nicht im Vordergrund.

Zu Beginn möchte ich das klassische Macht- und Herrschaftsverständnis nach Max Weber kurz skizzieren, um daran anknüpfend Foucaults Gouvernementalitätsthese zu erläutern.

Herrschaft durch Gewalt und Gehorsam

Max Weber, der sog. ‚Gründervater‘ der deutschen Soziologie, beschreibt den Staat als ein „auf das Mittel der [...] als legitim angesehenen Gewaltsamkeit gestützte[s] Herrschaftsverhältnis von Menschen über Menschen“ (Weber 1980: 822). Herrschaft legitimiert und stabilisiert sich hier in den Institutionen des Raumes durch Gewalt, während Macht bedeutet, sich mit dem eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen. Für Weber ist Gehorsam eine Grundvoraussetzung für Herrschaft, die sich durch den Glauben an Legitimität begründet. Grundlegend sind für ihn folgende „Idealtypen der Herrschaft“: (a) legale Herrschaft, (b) traditionelle Herrschaft sowie (c) charismatische Herrschaft. (Vgl. Weber 1980: 122)

Hannah Arendt sieht im Gegensatz zu Max Weber das politische Zusammenleben jenseits von „Gewalt, Zwang und Herrschaft“, nämlich vielmehr in der ‚Freiheit‘, in der Menschen „alle Angelegenheiten durch das Miteinander-Re-

geln und das gegenseitige Sich-Überzeugen regelten“ (Arendt 1993: 39). Während sich für Weber Freiräume nur in legitimierten Grenzen ausdrücken können, stellt Arendt Freiräume der Herrschaft und Gewalt entgegen.

Eine im Grunde ganz ähnliche Frage stellte sich Michel Foucault: „Kann man die Geschichte als kriegerischen Prozess, als Abfolge von Siegen und Niederlagen beschreiben? [...] Sind Herrschaftsprozesse nicht komplexer und komplizierter als Krieg?“ (Foucault 1977: 505) Foucaults dreigliedriges Begriffsnetz aus ‚Macht‘, ‚Regierung‘ und ‚Herrschaft‘ ist nicht unumstritten. Dies hängt auch damit zusammen, dass seine Begriffe inflationär gebraucht werden, schwer fassbar und ihre analytischen Grenzen unterbestimmt sind (vgl. Sarasin 2005; Lemke 2007). Zudem sind die theoretischen Bezüge nicht immer klar, da Foucault wenige oder nur indirekte Literaturangaben macht. Der Begriff der Gouvernementalität bleibt somit mehrdeutig und eher ein „fragmentarischer Entwurf“ (Lemke 2003: 270), der uns jedoch nicht hindern sollte, Foucaults Gedanken zur ‚Macht‘ auf die Phänomene des Social Webs anzuwenden.

Machtbeziehungen als gesellschaftliche Grundbedingung

Im Mittelpunkt der Gouvernementalitätsthese stehen ‚Machtbeziehungen‘, die als gesellschaftliche Grundbe-

dingung verstanden werden müssen. Macht entsteht nach Foucault erst durch die Interaktionen und schafft dadurch soziale Ordnung (vgl. Lemke 2007: 41f.). Es gibt Foucault zufolge keinen sozialen Raum jenseits von Machtbeziehungen und keine machtfreie Kommunikation zwischen Menschen. Dadurch, dass ein_e Akteur_in einen Raum betritt, übt diese_r immer Macht auf die anderen Akteur_innen aus. Der Begriff der Akteur_innen kann hier praxistheoretisch sehr weit gefasst werden und neben Menschen, Techniken oder Dingen auch natürliche Ressourcen, verschiedene Denk- und Verhaltensmuster, Epidemien oder den Tod einbeziehen (vgl. Foucault 1978: 145f.). Macht befindet sich Foucault zufolge dezentral zwischen allen ‚Dingen‘ einer Gesellschaft: „Nicht weil sie alles umfasst, sondern weil sie von überall kommt, ist die Macht überall“ (Foucault 1976: 114).

Auch wenn Georg Simmel nicht explizit von Machtbeziehungen gesprochen hat, so hat er schon früh die allumfassenden Wechselbeziehungen als gesellschaftskonstituierend erkannt: „Als regulatives Weltprinzip müssen wir annehmen, dass alles mit allem in irgend einer Wechselwirkung steht, dass zwischen jedem Punkt der Welt und jedem andern Kräfte und hin- und hergehende Beziehungen bestehen“ (Simmel 1890: 7). Während in den klassischen Medien (Print, Rundfunk oder TV) ein einseitiges, hierarchisches Produzent_innen-

Konsument_innen-Verhältnis als „Rede ohne Antwort“ (Baudrillard 1978: 91) besteht, produzieren Nutzer_innen Wissen, wie Statusinformationen oder Bilder, im Social Web selbst, das dezentral und global verbreitet, bewertet und diskutiert werden kann. Vor allem die Interaktivität scheint hier als emanzipatorisches Element zu dienen. Diese vereinfachten und demokratisierten Herstellungs- und Verbreitungsmechanismen erzeugen eine Pluralität von Informationen und lösen die bisher gültigen medialen Machtbeziehungen auf. (Vgl. Jäckel 2005: 295)

So nutzten beispielsweise während der Unruhen nach den Wahlen im Iran 2009, aber auch während der arabischen Umbrüche in Tunesien und Ägypten 2011 Regierungskritiker_innen Social Media, um sich zu vernetzen und die Weltöffentlichkeit entgegen der Medienzensur auf sich aufmerksam zu machen. Die wesentlichen Vorteile dieser neuen Form von freier Meinungsäußerung bilden die dezentrale Zugänglichkeit und Organisation, die direkte Erreichbarkeit und die hohe Geschwindigkeit. Die aktuellen Meldungen und Bilder werden via Facebook, Twitter, Youtube oder über diverse Blogs verbreitet, die schließlich auch in der Berichterstattung konventioneller Medienanstalten weltweit als authentische Quellen herangezogen werden. Das Video vom Tod der iranischen Studentin Neda Agha-Soltan im Juni 2009 wurde durch

ein Handy aufgenommen und auf YouTube veröffentlicht. Von dort verbreitete es sich auch über Facebook und Twitter, und wurde weltweit von verschiedenen TV-Sendern und Zeitungen gezeigt. Ein anderes Beispiel sind die Blogs des Ägypters Alaa Seif, der während der Proteste im Januar 2011 von seinen Erlebnissen bloggte, worauf die Tageszeitungen weltweit zurückgriffen.

Die Reichweite sozialer Medien nimmt mit ihrer technischen Vernetztheit zu. Dies nutzen auch unbekannte Blogger_innen oder Musiker_innen, die innerhalb kürzester Zeit mit ihren Texten, Audiofiles oder Videos ohne aufwendige Marketingmaßnahmen ein Millionenpublikum erreichen, wodurch sich das bestehende Machtverhältnis zwischen großen Medienanstalten oder Plattenfirmen verändern kann.

Herrschaft als institutionalisierte Macht

„Herrschaft“ kann als eine auf Dauer gestellte und mit ökonomischen, politischen oder militärischen Mitteln institutionalisierte Ausübung von Macht verstanden werden. Ein Herrschaftszustand bildet den Extrempunkt und Sonderfall von Machtbeziehungen, die hier starr, unbeweglich und blockiert sind und alternative Handlungs- und Freiheitsspielräume stark einschränken. Herrschaft ist mit Foucault als Effekt gestörter Regierungspraktiken zu verstehen und bildet bestimmende Dispo-

sitive, die soziale Praktiken eingrenzen. (Vgl. Foucault 1978: 145)

Somit stellt sich Foucault gegen den Weberschen Herrschaftsbegriff, indem er dem autonomen Willen spezifische Rationalitäten entgegensetzt (vgl. Lemke 2007: 40). Diese Rationalitäten entstehen durch soziale Praktiken, aus den Techniken des Selbst und den Herrschaftstechnologien. Herrschaftsregime im Social Web konnten sich bisher noch nicht etablieren, sodass noch viele Freiräume vorhanden sind. Enthüllungsplattformen wie z.B. die Website WikiLeaks, die Geheimdepeschen der US-Diplomatie veröffentlichte, oder das sog. GутtenPlag Wiki, das Plagiate in der Dissertation des ehemaligen Bundesverteidigungsministers zu Gутtenberg dokumentierte und dessen Rücktritt und Image-Schaden provozierte, scheinen Herrschaftsregime ins Wanken zu bringen und zu festen, transparenten Institutionen zu werden. Auch hier bildet Wissen den entscheidenden Schlüssel, der allerdings bei im Internet dauerhaft gespeicherten Daten auch die Gefahr birgt, starre Machtbeziehungen herzustellen, die verletzliches Wissen, beispielsweise über individuelles Surfverhalten, nutzen. So werden Privatunternehmen wie Google, Apple oder Facebook zum globalen (irreversiblen) Gedächtnis und Inhaber_innen eines Wissensmonopols. Die Personensuchmaschine Yasni.de zeigt die Verletzbarkeit sensibler personenbezogener Daten

recht deutlich. Hier wird ein Überblick über alle im Web erfassten Daten einer Person, ob Facebook-Einträge oder unterschriebene Online-Petitionen, auf Anfrage zur Verfügung gestellt.

Regierungen des Selbst als Scharnier zwischen Macht und Herrschaft

Die ‚Regierung‘ erscheint als reflektierte und regulierte Form von Machtbeziehungen und wirkt intermediär zwischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Während ‚Regierung‘ im heutigen Alltag eher mit der staatspolitischen Exekutive in Verbindung gebracht wird, erinnert Foucault an die heterogene Begriffsbedeutung im Mittelalter, die Regieren als ‚Führung und Lenkung‘ des Staates oder des eigenen Haushalts und insbesondere auch als Regierung des eigenen Selbst beschrieb (vgl. Foucault 1978: 142). Erinnert sei auch an Norbert Elias’ „Prozeß der Zivilisation“ (1939), in dem mit zunehmender Zivilisierung auch eine zunehmende Persönlichkeitsmodellierung stattfindet, die Fremdzwänge in Selbstzwänge umwandelt. Entscheidend ist dabei, inwiefern sich Herrschaftsregime in den Praktiken des Selbst ausdrücken, wie z.B. ökonomische Praktiken des Kapitalismus in Praktiken der Selbstökonomie oder in die alltägliche Organisation aufgenommen werden. (Ökonomische) Herrschaftsstrukturen bestimmen über Machtdispositive und sind in Praktiken des Selbst integriert. Die eigene Web-

Performanz in den sozialen Netzwerken lässt Vertrauen und Akzeptanz gegenüber Social Media wachsen und wirkt somit konstitutiv für den Kapitalismus, der Nutzer_innen nach Marktgesetzen in die Rolle von Unternehmer_innen ihrer selbst zwingt. (Vgl. Lemke 2007: 82; Sarasin 2005: 178f.)

Regierungsformen greifen regulativ in die Strukturen des Social Web ein, wenn gesetzliche Normen und rechtsstaatliche Prinzipien verletzt werden. Exemplarisch sind hier Verletzungen datenschutzrechtlicher Grundlagen sowie der freie Zugang zu verfassungsfeindlichen oder kinderpornographischen Inhalten zu nennen. Das Beispiel der Internetplattform ‚Isharegossip‘, auf der sich Schüler_innen gegenseitig mobben oder Lehrer_innen verbal angreifen, bedarf neuer Formen staatlicher Kontrolle, ohne dabei das Grundrecht auf freie Meinungsäußerung zu beschränken.

Wissen und Macht

Es wird deutlich, dass die Schaffung von Wissen grundlegend für Machtbeziehungen ist. Andererseits können Machtverhältnisse auch Wissen bestimmen: Wissen dient hier als „das Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird“ (Dreyfus/Rabinow 1994: 146). Selbsttechnologien wie Performanztechniken auf der Ebene des Selbst

lassen Wissen beispielsweise unabhängig von der Kompetenz ‚mächtig‘ ausseren und rücken das ‚Know-how‘ als ein praktisches Wissen und Können in den Vordergrund (vgl. Reckwitz 2008: 111). Medienkompetenz sowie technische und kulturelle Fähigkeiten gelten auch als „Wissen zweiter Ordnung“ (Degele 2000: 97), das über die Exklusion von sozialen Gruppen entscheidet. Zu diesen ausgeschlossenen Gruppen zählen beispielsweise Menschen aus den sog. „Ländern des Südens“, Menschen mit „Behinderungen“ oder Einkommensschwache, denen die Chance auf Teilhabe an digitalen Kommunikations- und Informationssystemen verwehrt bleibt (vgl. Winter 2010: 26).

Ohne Social Media wird es zunehmend schwieriger, kontextspezifisches Wissen zu erschließen. Ob eine Party im Freundeskreis, ein Jobangebot, eine wissenschaftliche Lektüreempfehlung oder die neueste Musikband: Der Zugang zu diesen Informationen ist zwingend mit der Teilnahme an den spezifischen Plattformen verknüpft, die sich für die eigene Handlungsmächtigkeit („Agency“) als notwendig erweist (vgl. Winter 2010: 21). Nicht-Teilnahme ist zwar möglich, gilt aber zuweilen schon als Widerstand und selbst verantworteter Ausschluss. Im Social Web bilden sich verschiedene Communitys, so dass auch von „fragmentierten Arenen“ (ebd.: 94) gesprochen werden kann, in denen ver-

schiedene Öffentlichkeiten mit jeweiligen spezifischen Regeln, Normen oder Werten existieren und die somit auch unterschiedliches Wissen produzieren. Foucault wies schon darauf hin, dass Wissen immer im spezifischen historischen Kontext steht, und gleichzeitig anderes Wissen ausgrenzt oder unterdrückt (vgl. Demirović 2009: 4). So scheint europäisches Wissen der globale Maßstab für Macht zu sein und steht im Kontext (post-)kolonialer Gesten, die eurozentrisch sind und die globale Pluralität zur eigenen Machtsicherung unterdrücken. (Vgl. Spivak 2008) Das interaktive Social Web könnte diese Machtstrukturen aufbrechen und alternatives Wissen zur Verfügung stellen. Deutlich wird vor allem, dass soziale Teilnahme an Diskursen Voraussetzung dafür ist, Wissen durchzusetzen und folglich Teilhabe an Wissen zu verwirklichen. Es geht weniger um die Erschließung neuer Räume, sondern mehr um das Erkennen und Wissen bestehender Räume. Dabei kann Social Media als wichtiger Träger fungieren, da aufgrund der anonymen Online-Identitäten konventionelle Typisierungen wie sozio-ökonomische Lage, politische Orientierung, sexuelle Identität, Herkunft oder Religion in den Hintergrund treten.

Freiräume durch Social Media

Auch wenn einige Medienwissenschaftler_innen dem Social Web die Hervorbringung von Demokratisierung

und Partizipationen absprechen (vgl. Münch/Schmidt 2005; Schrape 2010), möchte ich ein anderes Resümee ziehen: Da die Macht in allen gesellschaftlichen Teilen allgegenwärtig ist, ist sie auch veränderbar und umkehrbar. Das Selbst kann so Praktiken des Widerstands und der Gegenmacht entwickeln, um sich zu emanzipieren (vgl. Demirović 2009: 10). Menschen könnten Selbsttechnologien variieren und soziale Praktiken, wie im Kontext des ‚doing gender‘, neu bestimmen (vgl. Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 28). Medienentwicklung (als technischer Wandel) und eine Veränderung gesellschaftlicher Strukturen (als kultureller Wandel) bedingen sich wechselseitig, wobei neue soziale Praktiken und Techniken einen langen Weg des Aushandelns und Ausprobierens gehen (vgl. Jäckel 2005; Rammert 2007; Ogburn 1969):

So entstehen im Social Web Communitys, die nur durch die gemeinsame Medieninteraktion ermöglicht werden, und neue soziale Praktiken, wie die des Selbstinszenierens, der im ‚Sichselbst-Googlen‘ liegenden permanenten Selbstkontrolle, aber auch in neuen Praktiken des Kritisierens, des Lesens, des Flirtens, des Verabredens, der Informationssammlung, der politischen Partizipation oder neuen Kommunikationsroutinen, die durch technische Artefakte wie SmartPhones oder Tablet-PCs über Zeit und Ort hinaus wirken. Neue Normen der Interaktion, wie der Um-

gang mit täglichen eMails oder ständige mobile Interaktionen mittels SmartPhone müssen noch ausgehandelt werden. Social Media selbst schaffen weder sozialen Wandel noch machtvolle Freiräume – sie direkt und allein für solche Entwicklungen verantwortlich zu machen, käme einer technikdeterministischen Fehlinterpretation gleich. Vielmehr können Social Media als mögliche technische Träger für Gegenöffentlichkeiten fungieren, wie beispielsweise WikiLeaks, und benötigen Schlüsselsituationen, wie die politischen Umbrüche in Tunesien und Ägypten, um alternative gesellschaftliche Praktiken hervorgerufen (vgl. Münch/Schmidt 2005: 203). Eine „Gegenöffentlichkeit“ (Wimmer 2008: 210) wie die Blogosphäre entsteht laut Wimmer im Rahmen von sozialen Bewegungen und begreift diese als alternativ zur hegemonialen Öffentlichkeit. Hier können Widerstandskulturen mittels des Social Web gegenwärtige Herrschaftsstrukturen irritieren oder sogar fundamental in Frage stellen, und eine ‚Demokratie von unten‘ entfalten (vgl. Winter 2010: 27).

Beispiele finden sich nicht nur in der jüngsten Vergangenheit. So waren schon Newsgroups, Mailing-Listen und Webseiten als neue Medien für den Aufstand der Zapatistas in Mexiko 1994 ein wichtiges Werkzeug, um internationale Aufmerksamkeit zu erzeugen (vgl. Olesen 2005). Während der Reformation und des 30jährigen Krieges dienten

vor allem Flugblätter als mediale Artefakte, die schnell verbreitet und zur Hervorbringung von neuen emanzipativen Praktiken gegen die Kirchenmacht vorgetragen wurden. Die Luther-Übersetzung des Neuen Testaments erreichte 1522 eine für damalige Verhältnisse unvorstellbar hohe Auflage von 20.000 Stück, sodass Fürsten und die Kirche im Wormser Edikt die Zensur vorschrieben. 1530 sollte die Innovation des Impressums eine Verfolgung des Urhebers ermöglichen. Der Buchdruck als technische, das Flugblatt als mediale und das Impressum sowie die Reformation als soziale Innovation sind nur im Zusammenhang zu verstehen. (Vgl. McLuhan 1962; Faulstich 2004)

Aktuell scheinen Social Media mit ihren interaktiven und vernetzten Plattformen ein medial alternatives Werkzeug für Freiräume und Gegenöffentlichkeiten anzubieten, das als sozio-technische Innovation in starre Herrschaftsregime eingreifen und Machtverhältnisse demokratisieren kann. (Vgl. Bryan/Tsagarousianou/Tambini 1998: 5)

Literaturverzeichnis

- Arendt*, Hannah (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlaß. München/Zürich: Piper.
- Baudrillard*, Jean (1978): Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen. Berlin: Merve.
- Boyd*, Danah (2008): Taken Out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics. Dissertationsschrift an der University of California, Berkeley. Online-Publikation: <http://www.danah.org/papers/TakenOutOfContext.pdf> (05.08.09)
- Bryan*, Cathy/*Tsagarousianou*, Roza/*Tambini*, Damian (1998): Electronic Democracy and the Civic Networking Movement in Context. In: dies. (Hrsg.): Cyberdemocracy. Technology, Cities and Civic Networks. London/New York: Routledge, S. 1-17.
- Degele*, Nina (2000): Informiertes Wissen. Eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.
- Demirović*, Alex (2009): Foucault, Gramsci and Critical Theory – Remarks on their Relationship. Online-Publikation: <http://www.lancs.ac.uk/cperc/docs/CR-Demirovic-Foucault.pdf> (10.06.2010)
- Dreyfus*, Hubert L./*Rabinow*, Paul (1994): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz Athenäum, 2. Auflage.
- Elias*, Norbert (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Faulstich*, Werner (Hrsg.) (2004): Grundwissen Medien. München: Fink, 5. Auflage.
- Foucault*, Michel (1976): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault*, Michel (2003): Folter ist Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault*, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Graham*, Cormode/*Krishnamurthy*, Balachander (2008): Key Differences between Web 1.0 and Web 2.0. Online-Publikation: <http://www.uic.edu/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index.php/fm/article/view-Article/2125/1972> (31.01.10).
- Hamm*, Bernd (2003): Raum. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich (UTB), 8. Auflage, S. 277-278.
- Jäckel*, Michael (2005): Medien und Macht. In: ders. (Hrsg.): Mediensoziologie. Grundfragen und For-

schungsfelder. Wiesbaden: VS, S. 295-318.

Lemke, Thomas/**Krasmann**, Susanne/**Bröckling**, Ulrich (2000): Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologie. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 5. Auflage, S. 7-40.

Lemke, Thomas (2003): Andere Affirmationen. Gesellschaftsanalyse und Kritik im Postfordismus. In: Honneth, Axel/Saar, Martin (Hrsg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 259-274.

Lemke, Thomas (2007): Gouvernamentalität und Biopolitik. Wiesbaden: VS.

McLuhan, Herbert Marshall (1962): The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man. Toronto: University of Toronto Press.

Münch, Richard/Schmidt, Jan (2005): Medien und sozialer Wandel. In: Jäckel, Michael (Hrsg.): Mediensoziologie. Grundfragen und Forschungsfelder. Wiesbaden: VS, S. 201-218.

Ogburn, William (1969): Die Theorie der kulturellen Phasenverschiebung. In: ders./Duncan, Otis D. (Hrsg.): Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften. Neuwied am Rhein: Luchterhand, S. 134-145.

Olesen, Thomas (2005): International Zapatismo: The Construction of Solidarity in the Age of Globalization. London/New York: Zed Books.

Rammert, Werner (2007): Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie. Wiesbaden: VS.

Reckwitz, Andreas (2008): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: ders.: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie. Bielefeld: transcript, S. 97-130.

Sarasin, Philipp (2005): Michel Foucault zur Einführung. Hamburg: Junius.

Schraps, Jan-Felix (2010): Web 2.0 und Massenmedien: Visionen versus Empirie. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen. Jg. 23/3, S. 72-83.

Simmel, Georg (1890): Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen. Leipzig: Duncker & Humblot. Online-Publikation: <http://socio.ch/sim/differenzierung/index.htm> (04.05.2011)

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Other Asias. Malden/Oxford: Blackwell.

Suttner, Tilman (2010): Mediananalyse und Medi-

enkritik. Forschungsfelder einer konstruktivistischen Soziologie der Medien. Wiesbaden: VS.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr Siebeck, 5. Auflage.

Wimmer, Jeffrey (2008): Gegenöffentlichkeit 2.0: Formen, Nutzung und Wirkung kritischer Öffentlichkeiten im Social Web. In: Zerfaß, Ansgar/**Welker**, Martin/**Schmidt**, Jan (Hrsg.): Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web. Bd. 2: Strategien und Anwendungen: Perspektiven für Wirtschaft, Politik, Publizistik. Köln: Herbert von Halem, S. 210-230.

Winter, Rainer (2010): Widerstand im Netz. Zur Herausbildung einer transnationalen Öffentlichkeit durch netzbasierte Kommunikation. Bielefeld: transcript.

Weitere Internetquellen:

„Web-Revolution: Die Waffen der Massenverbreitung“, SPIEGEL Online: <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,742265,00.html> (28.01.2011),

„Mubarak kontert die Facebook-Revolution“, STERN Online: <http://www.stern.de/politik/ausland/massenproteste-in-aegypten-mubarak-kontert-die-facebook-revolution-1648104.html> (28.01.2011)

„Protest der Facebook-Generation“, FOCUS Online: http://www.focus.de/digital/internet/aegypten-protest-der-facebook-generation_aid_594314.html (27.01.2011)

Zum Autor:

Benjamin Mattausch, 26, studiert Soziokulturelle Studien (M.A.) im 8. FS an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Er bloggt auf www.freitag.de und www.zeit.de. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete liegen in den Bereichen des Web 2.0, der Praxistheorie, Transformationsprozessen und Fotografie.



Mario Raich / Simon L. Dolan

Jenseits der Komfortzone

Wirtschaft und Gesellschaft übermorgen

Mit einem Vorwort von Franz Josef Radermacher.

Aus dem Englischen von Tina Grummel.

2010. 312 Seiten mit 38 Abb. und 19 Tab., kartoniert

€ 29,90

ISBN 978-3-525-40352-5

Vorsicht Plattenverschiebungen im Wirtschafts- und Sozialgefüge der Welt: Mario Raich und Simon L. Dolan zeigen, was wir tun müssen, um nicht abzutauchen. Voraussetzung ist: Keine Angst vor neuen Utopien!

Kurzbeiträge international renommierter Experten (u.a. Al Gore, Humberto Maturana, Bertrand Piccard) bereichern das Buch.

<http://www.v-r.de/de/Raich-Dolan-Jenseits-der-Komfortzone/t/1001005041/>



Luc Ciompi / Elke Endert

Gefühle machen Geschichte

Die Wirkung kollektiver Emotionen

– von Hitler bis Obama

2011. 272 Seiten, kartoniert

€ 19,95

ISBN 978-3-525-40436-2

NEU

Die jüngsten Ereignisse in Tunesien und Ägypten sind ein eindrucksvoller Beleg für die Kraft kollektiver Emotionen. Ausgelöst durch die Selbstverbrennung eines jungen Tunesiers entwickelten sich in kürzester Zeit Massenproteste, die sich wellenartig von einem nordafrikanischen Land zum anderen ausbreiteten – entsprechend dem berühmten so genannten Schmetterlingseffekt. Die Theorie der kollektiven Affektlogik, welche dem Buch »Gefühle machen Geschichte« zugrunde liegt, vermag solche emotionalen Resonanzphänomene weit über das aktuelle Tagesgeschehen hinaus zu erklären.

<http://www.v-r.de/de/Ciompi-Endert-Gefuehle-machen-Geschichte/t/1001003741/>

Vandenhoeck & Ruprecht

37070 Göttingen info@v-r.de www.v-r.de

© Michael Sitte/ farbuntreu by Mischok



Sicherheitspolitik in Großstädten

Kampf um Raum und Sauberkeit

von Daniel Wagner

Zur Einführung: (öffentlicher) Raum als soziales Medium

Das Angebot an herrschafts- oder auch nur besitzfreien Räumen ist gerade in Städten dünn gesät. Im Rahmen einer Sicherheitspolitik, die im Kern als symbolische Politik der gleichzeitigen Bedienung und Bearbeitung von Unsicherheitsgefühlen begriffen werden kann, überdeckt die Dominanz der Bekämpfung von Kriminalität und ihren vermuteten Vorstufen sozialpolitische Konzepte und konzentriert sich auf Methoden der Verdrängung oder gar Kriminalisierung von Bevölkerungsgruppen, Lebens- und Handlungsstilen, von denen sich andere, besser gestellte Bevölkerungsteile irritiert fühlen. Real fassbar ist dabei nicht ein Gewinn an Sicherheit, sondern der ungleiche Kampf um Raum und Sauberkeit in den konsumfreundlichen Innenstädten. Dabei sind diejenigen, denen mehr Sicherheit verschafft werden soll, gerade nicht identisch mit denjenigen, deren Freiheit zu diesem Zweck eingeschränkt wird – jenen Anderen bleibt beides verwehrt, indem sie zum bloßen Objekt einer Politik des subjektiven Sicherheitsempfindens degradiert werden.

Eine Vielzahl von Raumdefinitionen und Raumanalogien mit Ursprüngen in den verschiedensten Wissenschaften, Weltanschauungen, Künsten und Professionen bevölkert die Welt, jeder Mensch hat seine eigenen, davon mehr oder weniger beeinflussten Vorstellungen und Wahrnehmungen von Raum. Dabei ist es gerade für die soziologisch geformte Perspektive sinnvoll, den geistigen Raumanzug einmal abzustreifen und die Gedanken nicht mit sozialräumlichen Begriffen beginnen zu lassen, sondern sich eingangs im Raum den konkreten Kubik- oder Quadratmeter vor Augen zu führen, den Jeder und Jede von uns allein schon aus physikalischen Gründen einnimmt. Davon ausgehend erfrischt sich der Blick dafür, was die (Un-)Möglichkeiten der Rauman eignung und die Fähigkeiten bestimmter Individuen und Gruppen, Plätze für sich zu beanspruchen, um dort Handlungen, Lebensstile, Äußerungen stattfinden zu lassen, darüber aussagen, wie und von wem eine legitime Nutzung öffentlichen Raums bestimmt wird und was dies für die dort anzutreffenden (oder eben nicht anzutreffenden) Menschen bedeutet. Besonders wichtig ist diese Frage im großstädtischen Kontext, wo die meisten Räume in verschiedenen Graden privatisiert oder funktional gekennzeichnet und bestimmten Tätigkeiten, die wiederum bestimmten Gruppen und Interessen eher entsprechen als anderen, gewidmet sind (z.B. als Spiel- oder Marktplatz, als Hunde- oder Skatepark).

Wie treffen Lebensformen und Ansprüche in den Innenstädten aufeinander, den FußgängerInnenzonen, Bürgersteigen, Plätzen, Parks, belebten Straßen? Hier sollen Orte gemeint sein, die insofern öffentlich sind, dass sie nicht nur von den unmittelbaren AnwohnerInnen genutzt werden, Orte, die sichtbar, zugänglich und multifunktional sind und auch spontaner Aneignung und Definition offen stehen. Auf eine Formel gebracht, und damit zurück in den soziologischen Raumanzug: (Öffentlicher) Raum ist ein soziales Medium. In politischer wie auch in alltäglicher und massenmedialer Auseinandersetzung wird er allerdings oft auf eine verengte Formel gebracht: „Angstraum“ – Unsicherheitsgefühle werden thematisiert, und das nicht nur im Hinblick auf Terrorismus, Kriminalität und Gewalt, sondern auch auf Obdachlosigkeit, Prostitution, Drogenkonsum und verschiedenste Bevölkerungsgruppen, die potentiell Bedrohungs- oder Belästigungsgefühle auslösen.

Mit der Aufnahme dieses Fadens bestimmt dieser Aufsatz seinen inhaltlichen Fokus und beginnt mit dem Verhältnis von Sicherheit und Freiheit und auch damit, wie die beiden Werte nicht nur im Bereich der Raumpolitik ins Verhältnis gesetzt werden. Der nächste Schritt ist die Betrachtung präventiver Sicherheitspolitik und des potentiell spekulativen und stereotypisieren-

den Charakters, den gerade situative Formen der Kriminalprävention anzunehmen drohen, je früher im Vorfeld sie wirken wollen. Damit eng verbunden ist die Betrachtung des Raumes als Kernelement situativer Prävention, dem sich der darauf folgende Abschnitt widmet. Daran schließen zwei knappe Passagen zur Einordnung einer auf Straf- und Ordnungsrecht konzentrierten Prävention in sozialstaatliche Zusammenhänge und zur Rolle allgemeiner Überwachung im öffentlichen Raum an, um abschließend die Gedanken in der Beschreibung einer symbolischen Sicherheitspolitik als Politik der Sichtbarkeit zusammenzuführen.

Freiheit und Sicherheit

Gerade in den letzten Jahren scheint ohne Unterbrechung ein enormer Handlungsbedarf im Bereich der Inneren Sicherheit gesehen zu werden und Bereitschaft zu bestehen, zu diesem Zweck in großem Stil sowohl Technologie als auch Repression einzusetzen. Der elegant-einprägsame Slogan dazu lautetet „Freiheit durch Sicherheit“. Er gewinnt seine Geltung allein aus stetiger Wiederholung und unterstellt die Nicht-Existenz eines Widerspruchs oder einer Notwendigkeit der offenen und tiefgreifenden Abwägung der beiden Werte „Freiheit“ und „Sicherheit“, indem er den einen kurzerhand zum Produkt des anderen erklärt. Dieses Motto und seine kritische Betrachtung (vgl. Dennin-

ger 2002) tauchten vor allem im Zusammenhang mit dem Terrorismusbekämpfungsgesetz auf, das nach dem 11.09.2001 aufgesetzt wurde und am 01.01.2002 in Kraft trat. Die Begriffe werden als Gleichschritt verknüpft, um so die Frage nach Ausgewogenheit gar nicht erst aufkommen zu lassen. In Wahrheit bedingen und begrenzen sich beide gegenseitig, und speziell der (oft nur spekulative) Gewinn an Sicherheit kann unmittelbar oder auf lange Sicht ein enormes Maß an (realer) Freiheit kosten. Dass schon Freiheitsverlust an sich für die Betroffenen unangenehm sein und auch wieder zu neuen Unsicherheiten führen kann, tritt dabei nicht ins Bewusstsein. Während das Aufgeben bestehender Sicherheiten zugunsten eines potentiellen Freiheitsgewinns nicht vermittelbar ist, wird von der doppelköpfigen Natur freiheitseinschränkender Maßnahmen im Dienste der Sicherheit und Kriminalitäts- oder Terrorismusbekämpfung nicht selten mit dem historisch blinden Argument des „Wer nichts zu verbergen hat, hat auch nichts zu befürchten“ abgelenkt, um sich der Debatte weitgehend zu entziehen. Zu befürchtende Freiheitsverluste erscheinen zu abstrakt, während Sicherheit als unmittelbares und starkes Legitimationsgut auftreten kann, indem Gefahren als konkret und drängend dargestellt werden (vgl. Hassemer 2001: 420).

Das Verhältnis von Sicherheit und Freiheit (und nicht zuletzt auch Sozialpoli-

tik) ist allerdings sehr vielschichtig und kann nicht mit Hilfe einfacher Konzepte analysiert werden. Auf keinen Fall ist es ein Nullsummenspiel (und auch die hier gezeichneten Bilder leben behelfsmäßig vom unzureichenden Motiv der richtigen Balance: Selbst wenn es eine Wippe gäbe, säßen die beiden Begriffe wohl nicht einmal auf ihren verschiedenen Seiten). Das subjektive Sicherheitsempfinden kann allerdings sofort mit Bekanntgabe vielversprechender Maßnahmen gestärkt werden und somit eine abstrakte Bedrohung vermindert erscheinen, während Freiheitseinschränkungen oft nicht unmittelbar zu spüren sind und (erst einmal) versteckt stattfinden (vgl. Prantl 2008: 37). Ein erhoffter kleiner Sicherheitsgewinn kann einen enormen Freiheitsverlust bedeuten. Ein Beispiel sind die negativen Folgen verstärkter Überwachung – wenn ein ausreichendes Maß an Angst herrscht, mögen z.B. gut sichtbar angebrachte Kameras tatsächlich beruhigend wirken. Für die Öffentlichkeit wirklich erträglich ist dies aber nur, wenn handfest spürbare Freiheitseinschränkungen nur für bestimmte Gruppen gelten, deren Einflusspotential vergleichsweise gering ist. Das sind soziale Randgruppen, MigrantInnen, Kriminelle, aber auch Jugendliche oder andere – wie auch immer konstruierte - Gruppen von Fremden oder gar FeindInnen. So wird es möglich, dass jene, denen mehr (gefühlte) Sicherheit verschafft werden soll, gerade

nicht diejenigen sind, deren Freiheit zu diesem Zweck eingeschränkt wird. Zugleich bleibt einer anderen Gruppe beides verwehrt, indem sie quasi zum bloßen Objekt einer Politik des subjektiven Sicherheitsempfindens degradiert wird (vgl. Krasmann/Martschukat 2007: 7f.). Die „Dialektik von Freiheit und Kontrolle“ nennt es David Garland (2008: 350f.): Der Genuss persönlicher kapitalistischer Freiheiten „[...] hängt inzwischen von der strengen Kontrolle ausgeschlossener Gruppen ab, denen man den Umgang mit diesen Freiheiten nicht zutraut“ (ebd.: 351). Am klarsten und eindringlichsten lässt sich dies an Beispielen aus dem städtischen Raum darstellen, wenn dessen „Reinigung“ im Dienst der Sicherheit betrieben wird

Politik der Sicherheit oder der Sauberkeit?

Nicht wenige Städte verfolgen eine Politik ohne Platz für Irritationen und mit geringer Toleranz für alternative Lebensentwürfe; „[...] die aggressive Ausgrenzung sog. Randgruppen [zählt] zur sicherheitspolitischen Alltagspraxis“ (Gössner 2002: 32). In den 1970er Jahren wurden die Paragraphen, die Landstreicherei und Obdachlosigkeit unter Strafe stellten, ersatzlos aus dem Strafgesetzbuch gestrichen. Dennoch sind gerade die Obdachlosen ein Dorn im Auge der Stadtverwaltungen und Kaufleute in den Innenstädten und werden mit findigen Strategien kriminalisiert und

vertrieben – auch wenn keine Gesetze verletzt wurden und keine Gefahr von ihnen ausgeht. Dazu geschaffene Polizeiverordnungen, die Formulierungen wie „sich nach der Art eines Land- oder Stadtreichers herumzutreiben“ benutzen, liefern dabei so definitorisch offene wie grundgesetzwidrige (Verstoß gegen den Bestimmtheitsgrundsatz Art. 103 Abs. 2 GG) Grundlagen (vgl. Bösebeck 2002: 122f.). Harmlose, aber von manchen als lästig oder irritierend empfundene Verhaltensweisen sollen aus dem Idealbild der sauberen, geschäftstüchtigen und konsumfreundlichen Innenstädte verbannt werden. Legitimiert wird dies mit Verweisen auf die Gefährlichkeit der unerwünschten Gruppen, auf Belästigungen, die von diesen ausgingen und das Sicherheits- oder Wohlfühl trübten. Die Maßnahmen, die bei klarem Blick als bloße Vertreibung zu verstehen sind, werden teils gar als Hilfeleistung für die Unerwünschten getarnt.

Großstädte stehen im Fokus der Kriminalitäts- und Terrorismusfurcht und damit der Politik der Inneren Sicherheit. New York, Washington, Madrid, London, gerade die westlichen Hauptstädte und Finanz- bzw. Wirtschaftsmetropolen sind aufgrund ihrer herausgehobenen Stellung, ihrer Symbolkraft, schließlich in jüngster Vergangenheit tatsächlich Ziel terroristischer Anschläge geworden. Abgesehen da-

von, dass eine dichte Besiedlung große Opferzahlen verspricht, kann auch die in Großstädten übliche heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung als Erklärungsansatz herangezogen werden. Das Zusammenleben von Menschen, die sich aufgrund ihrer Herkunft, Ethnie und sozialen Stellung stark unterscheiden, stellt eine Ressource von Fremdheit und damit möglicher Konflikte dar, die man durch die Erzeugung von Furcht aktivieren und instrumentalisieren kann. An Fremdenangst anzuknüpfen, sie in Fremdenhass zu verwandeln, ist eine für terroristische Zwecke vielversprechende Taktik.

Im politischen Wettstreit der Demokratie ist Sicherheitspolitik eine wichtige Ressource zur Gewinnung von Zustimmung und Wahlstimmen. Schließlich lässt sich Nähe zu den WählerInnen demonstrieren, indem man deren Ängste thematisiert (unabhängig davon, wie sehr man selbst an der Förderung dieser Ängste beteiligt war), durch massiven, oft nur punktuellen Polizeieinsatz kurzfristige „Erfolge verwirklicht“ und so Handlungswillen und -fähigkeit demonstriert (vgl. Nissen 2003: 12). Sylke Nissen sammelt zu diesem Thema Analysen zu den Städten London, Paris, Berlin und New York im Buch „Kriminalität und Sicherheitspolitik“. Die Betrachtungen offenbaren sehr gut Aufhänger, Argumente und tatsächliche Taktiken und Folgen der Kriminalitätshysterie,

die Elemente einer „Moral Panic“ (Cohen 1972) aufweist. Entsprechend ist es treffender, von einer Politik der Sauberkeit denn von einer der Sicherheit zu reden, da insbesondere Bevölkerungsgruppen, Lebens- und Handlungsweisen verdrängt oder gar kriminalisiert werden, die sich als Irritation für bestimmte Bevölkerungsteile beschreiben lassen, deren Definition als Verbrechen oder einer Vorstufe davon allerdings sehr fragwürdig ist.

„Broken Windows“ (Wilson/Kelling 1982) ist der Name einer umstrittenen Kriminalitätstheorie, die als wissenschaftliche Grundlage der New Yorker Politik der „zero tolerance“ unter dem ehemaligen Bürgermeister Giuliani gilt (vgl. Schwind 2004: §15, Abs. 32ff.). Diese erfreut sich in der Öffentlichkeit und bei Stadtverwaltungen auf der ganzen Welt als angeblich höchst erfolgreiches Kriminalitätsbekämpfungskonzept enormer Beliebtheit und wird in der Folge als Maßstab städtischer Sicherheitspolitik behandelt. In der stark verzerrten Verkürzung, in der die Theorie der zerbrochenen Fenster oft rezipiert wird, besagt diese, dass in einer Gegend, in der sich augenscheinlich niemand um Ordnung bemühe bzw. angerichtete Schäden beseitigt und abweichendes Verhalten bekämpft würden, durch diese Sichtbarkeit normwidrigen Vorverhaltens bei weiteren Personen die Bereitschaft steige, (auch schwerere) Straftaten an diesem Ort zu begehen. In beliebig ver-

einfacher Verallgemeinerung dienen diese und entsprechende Theorien zur Begründung harten Vorgehens auch bei geringfügigen Verstößen. Als angebliche „Frühintervention“ können dann Maßnahmen der Verdrängung lästiger erscheinender Personen oder Verhaltensweisen zu Strategien erklärt werden, die auch schwere Kriminalität verhindern (vgl. Streng 1999: 6ff.). Bei aller Kritik, die von wissenschaftlicher Seite an ihren Befunden geübt wird, ist festzuhalten, dass auch James Q. Wilson und George L. Kelling in ihrem Aufsatz von 1982 erklären, keine Antwort auf folgende Frage zu kennen: „[H]ow do we ensure that age or skin color or national origin or harmless mannerisms will not also become the basis for distinguishing the undesirable from the desirable?“ (Wilson/Kelling 1982). Bei der Rezeption ihrer Thesen für innenpolitische Programme werden solche praktischen Schwierigkeiten allerdings eher ausgeklammert, damit das griffige Bild der „Broken Windows“ mit seiner wissenschaftlichen Autorität der Legitimation des ebenso griffigen, aber schulmeisterhaften „Wehret den Anfängen“ dienen kann. Die Popularität des der New Yorker Polizeipolitik der 1990er Jahre zugrunde liegenden Prinzips der „zero tolerance“ verdankt sich in bedeutendem Maße einer sehr erfolgreichen Imagekampagne der Stadtverwaltung und des Bürgermeisters (vgl. Foster 2003: 36). Der tatsächlich beobachtete Kriminalitäts-

rückgang ist allerdings nicht so einfach auf die Politik der Null-Toleranz zurückzuführen (vgl. Wimber 2002: 87ff.). Eine Übertragbarkeit auf deutsche Städte ist ohnehin fraglich; es gibt hierzulande schlicht und ergreifend keine Stadt, die mit (dem damaligen) New York vergleichbar wäre. Man findet in Deutschland keine städtischen Bereiche, in die sich die Polizei nicht mehr vorwagt, in denen gewalttätige Territorialkonflikte, Bandenkriege und organisiertes Verbrechen wüteten (vgl. Brüchert/Steinert 2002: 102ff.).

Privatisierung öffentlichen Raumes

Ein Zuwachs an Sicherheitsempfinden wird durch die Vertreibung von Armen und Verdeckung von Widersprüchen erkaufte. Maßgeblich sind bei dieser Politik nicht die realen Ursachen von Kriminalität oder soziale Präventionsmöglichkeiten, sondern auf sozialen, ethnischen oder wirtschaftlichen Spannungen basierende Kontrollwünsche, die von PolitikerInnen kultiviert oder bedient werden. Vor allem für die USA wird als Erklärungsmodell ein konservatives Demokratieverständnis behauptet, das Kriminalitäts- und Terrorismusfurcht nutze, um Strategien der verschärften Sozialkontrolle zu institutionalisieren, die auch unabhängig von realen Gefährdungen gewünscht würden. Es werden bewusst Schwellen geschaffen, um Freiheitsrechte umgehen zu können, z.B. indem Orte privati-

siert werden. Einkaufszentren ersetzen FußgängerInnenzonen und schaffen so privates Hausrecht in ehemals öffentlichen Räumen. BürgerInnensteige werden verpachtet, in New York und anderen Städten entstehen „skywalks“, die die Obergeschosse von Hochhäusern verbinden und den Privilegierten ein Betreten der Straße ersparen. (Vgl. Marcuse 2003: 91ff.) Aber auch in Deutschland gibt es dafür Beispiele: In Bremerhaven etwa wurde die FußgängerInnenzone verpachtet. Mit diesem Kniff wird auch hier eigentlich öffentlicher zu privatem Raum. Die Geschäftsleute der Innenstadt können dann mithilfe privater Sicherheitsdienste nach Belieben Menschen ausschließen. Auch in Berlin geraten bestimmte Bevölkerungsgruppen bzw. von bestimmten Gruppen geprägte Stadtteile in den Sucher, private Sicherheitsdienste üben dazu quasi-polizeiliche Autorität aus. Dabei ist zu beachten, dass die Sicherheitskräfte selber regelmäßig prekär beschäftigt sind und – ohne große Ausbildung und zu Minimallöhnen – wiederum andere Angehörige der Unterschicht vertreiben. (Vgl. Eick 2003: 79f.) Die unerwünschten Personen werden dabei als Schmutz verursachendes Ärgernis angesehen, welches vom Zweck der Stadt als Begegnungsraum ausgeschlossen ist (vgl. Bösebeck 2002: 124ff.). Dahinter verbirgt sich eine Taktik der Verdrängung von Personen, die nicht als Wirtschaftsfaktoren, sondern als KonsumentInnen zweiter Klas-

se betrachtet werden.

Das allgemeine Sicherheits- und Ordnungsgesetz der Stadt Berlin (ASOG) bietet unter dem Verweis auf „gefährliche Orte“ das Instrumentarium zur Umgehung der Bürgerrechte ad hoc definierbarer gefährlicher Personen oder Bevölkerungsteile. Beschrieben sind diese gefährlichen Orte darin als Plätze, an denen davon ausgegangen werden kann, dass dort Straftaten verübt werden bzw. sich dort Menschen aufhalten, um Straftaten zu begehen. Man hat es also nicht mit einer Rechtsdefinition zu tun, sondern mit einer Raumdefinition (vgl. Eick 2003: 76). Es geht um die „[...] Verdrängung all derer aus diesem Stadtgebiet [...], die am gesitteten Konsum kein Interesse haben oder denen die finanziellen Möglichkeiten für diesen Konsum fehlen“ (ebd.: 75). In Stuttgart wurden Arbeitslose im Rahmen von Beschäftigungsprogrammen eingesetzt, um Obdachlose zu vertreiben. So wird eine soziale Randgruppe benutzt, um Druck auf eine andere auszuüben. Beide werden zur Selbsterabsetzung angeregt, aber eine erhält die Gelegenheit, sich durch die Ausgrenzung der anderen wieder integrierter zu fühlen. Beworben wurde die Maßnahme als arbeitsmarktingegrativ (vgl. ebd.: 82). Wolfgang Schuster, seit 1997 Oberbürgermeister von Stuttgart, begründete sie als „[...] bewährt, weil manche von ihnen vorher selbst auf der Parkbank saßen und denen jetzt sagen können: ‚Komm, Dei-

ne Bierflasche, die kannst Du doch auch mitnehmen“ (Schuster 1998: 24). Dies sei ein sozialpolitisches Zeichen, randständigen Menschen wieder eine Aufgabe zu geben. Man möchte diese Aussage als naiv bezeichnen, hätte Schuster denselben Text nicht mit dem auf eigentlich tiefere Einsicht hindeutenden Verweis darauf eingeleitet, dass das subjektive Sicherheitsempfinden von der objektiven Sicherheitslage (die besser als gedacht sei) stark abweiche. Als eine der Ursachen gefühlter Unsicherheit thematisiert Schuster sogar die verbreiteten Ängste um den Arbeitsplatz, um zum Schluss dann aber doch auf die Forderung eines Lernens von New York und die Herstellung von Sauberkeit zu verfallen (vgl. ebd.: 19ff.).

Wir sehen also: „Der Raum ist das Kernelement polizeilicher Strategien“ (Body-Gendrot 2003: 62). Das gilt auch für Paris, wo die möglichen Folgen einer über Jahre betriebenen Exklusionspolitik klar werden. Wiederholt kam es hier in den vergangenen Jahren zu schweren Unruhen in den Banlieues. Sophie Body-Gendrot sieht den Wendepunkt im 1997 vollzogenen Kurswechsel von einer Politik der sozialen Prävention auf städtischer Ebene zu einer Sicherheitspolitik kompromissloser Strafanwendung auf nationaler Ebene. Soziale Probleme werden ghettoisiert, die Peripherie zahlt den Preis für die Sicherung des Zentrums. Zielgruppe sind vor allem jugendliche EinwanderInnen, die mit harten Strafen

bedacht werden und auch anhand von „incivilities“, also ohne dass Verbrechen vorgeworfen werden können, Opfer der Stigmatisierung werden (vgl. ebd.: 45ff.).

Substitution sozialstaatlicher Herangehensweisen

Der Vormarsch des Sicherheitsstaates scheint in Deutschland auch den Sozialstaat zu überrollen: Die „Renaissance der repressiven und ‚atavistisch-strafenden‘ Seiten des Strafrechts nimmt im gleichen Maße zu wie das Politikfeld sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Leistungen und Institutionen an Bedeutung, staatlicher und fiskalischer Förderung einbüßt“ (Sack 2002: 73). Die situative Prävention, die im städtischen Bereich in Form von Verdrängung, Überwachung und der allgemeinen Herstellung konsumfreundlicher Bedingungen stattfindet, hat den Vorteil, dass sie nicht so leicht unter Rechtfertigungsdruck gerät wie wohlfahrtsstaatliche Schritte. Denn soziale Maßnahmen beinhalten eine indirekte Kritik an der sozialen Realität und betonen gesellschaftliche Verantwortung. Außerdem geraten sie evtl. als Umverteilungsmaßnahmen zugunsten der „undeserving poor“ in die Kritik, wie David Garland meint, der sich dabei aber auf ein eher angelsächsisches Sozialstaatsverständnis bezieht. Garland bezeichnet insbesondere die USA und Großbritannien als „high crime societies“ bzw. „high security societies“. Er meint damit nicht, dass die-

se zwangsläufig einem besonders hohen Kriminalitätsniveau ausgesetzt wären, sondern dass der politische Diskurs in ihnen sehr weitgehend vom Thema Kriminalität bestimmt sei und Maßnahmen der vorgeblichen Kriminalitätsbekämpfung im Dienst potentieller oder virtueller Opfer nahezu pausenlos gefordert und gefördert würden. In diesem „crime complex“ entstehen vorwiegend expressive, jedoch umso härtere Maßnahmen, die die Öffentlichkeit beruhigen sollen. (Vgl. Garland 2008: 22, 51ff., 67, 245ff., 257ff., 297, 354)

Die Geschwindigkeit, in der auch in Deutschland immer neue Möglichkeiten zur Gefahrenbekämpfung gefordert und umgesetzt werden, deutet darauf hin, dass auch wir in einer Hochsicherheitsgesellschaft leben, einer Null-Risikogesellschaft, die sich neue Risiken gerade dadurch schafft, dass sie einem ständigen politischen Weg in Richtung immer weiterer Verschärfung von Strafen und Vorverlegung von Sanktionsmöglichkeiten folgt. Dieser ist nicht nur in seinen freiheitsgefährdenden Folgen unberechenbar, es ist auch eine weiter greifende Dimension zu betrachten: Welche Konsequenzen ergeben sich für den sozialen Frieden aus einer Politik, die Prävention (und diese nicht sinnverengt auf Kriminalprävention!) durch die Mittel des Wohlfahrtsstaats und der so ungeliebten „Umverteilung“ zugunsten einer Verengung auf Überwachung,

Gängelung und Bestrafung verlernt?

Persönlichkeitsentfaltung im Raum des allgemeinen Verdachts

Argumente für Videoüberwachung in öffentlichen Räumen beinhalten nicht nur die Erleichterung der Strafverfolgung im Nachfeld, sondern bezeichnen auch die Sichtbarkeit und Spürbarkeit der Überwachung als erwünscht. Dies bezieht sich nicht nur auf potentielle StraftäterInnen, sondern auf alle BürgerInnen, denn schließlich soll die Überwachung nicht nur Sicherheit, sondern auch das Sicherheitsempfinden fördern. Sicherheitsempfinden muss dabei bedeuten, dass man sich der Überwachung bewusst ist, man sich aber quasi per Befehl dabei nicht unwohl fühlen darf, sondern „sicher“ fühlen muss. Wenn aber den Überwachungskameras eine tatsächliche psychische Wirkung zugeschrieben wird, muss man auch die andere Seite beleuchten, nämlich, dass durch die Überwachung auch Verhaltensweisen, die nicht verboten, jedoch aus dem einen oder anderen Grund unerwünscht sind, unterbunden werden können. Gefühle des Unwohlseins angesichts der Kameras wirken potentiell disziplinierend (hier sei verheißungsvoll, aber nur exemplarisch, auf Panoptismus und Disziplinargesellschaft nach Foucault 1976 verwiesen).

Insofern die Förderung des Sicherheitsempfindens regelmäßig sogar zur Hauptfunktion oder zum vorrangigen

Ziel der Videoüberwachung erklärt wird, ist sie als symbolische Maßnahme zu verstehen. Dann ist erst recht mitzudenken, welche anderen, die positiven Wirkungen vielleicht relativierenden Wahrnehmungsmuster mitgeliefert werden. (Vgl. Achelpöhl/Niehaus: 138ff.) Auch wenn man der Logik von BefürworterInnen der Überwachungstechnik folgt, die daraufhinweisen, dass Kriminelle nicht unter dem Auge einer Videokamera Verbrechen begehen werden, hieße dies nur, dass Kriminalität bestenfalls in weniger überwachte Stadtbereiche verdrängt würde. Dies bedeutete dann wiederum, dass auch diese überwacht werden müssten. Damit ist die Videoüberwachung wieder als Kampf um Raum zu sehen, in dem die Verdrängung unerwünschter Personen stetig weitere Kreise ziehen muss.

Reale Folgen symbolischer Politik

Im Feld der Inneren Sicherheit findet der Staat einen der wenigen Bereiche, in denen er glaubt, noch souverän wirken zu können. Die Bevölkerung wird gleichsam dazu angehalten, ihr gesamtes Geborgenheitsbedürfnis ausschließlich auf dem Gebiet des Schutzes vor identifizierbaren Kriminellen oder GefährderInnen zu kompensieren. Dem entspricht die Bearbeitung von Unsicherheitsgefühlen mittels Rechtsverschärfungen – und auch wenn es sich dabei um eine vorwiegend symbolische Strategie handeln mag, hat sie sehr reale

Konsequenzen. Die Umwandlung v.a. des Strafrechts in ein Präventionsrecht, das vorbeugend tätig werden soll, bevor sich eine Gefahr verwirklicht hat, bedeutet die Kriminalisierung von Handlungen, die an sich noch nicht als Verbrechen im Sinn einer Rechtsgutsverletzung anzusehen sind. Die Bedeutung dessen kann im Hinblick auf die Konstruktion von RechtsverletzerInnen kaum überschätzt werden: Ein davon geprägtes Vorgehen legt nämlich nahe, gewisse Handlungen, bestimmte äußerlich wahrnehmbare Merkmale, ja bestimmte Lebensstile zu kriminalisieren, die aufgrund von Vorurteilen oder statistischen Abweichungen als potentiell gefährlich bewertet werden. Das umfasst die Stigmatisierung von Angehörigen der „Unterschicht“, von Obdachlosen, SozialhilfeempfängerInnen und Drogenabhängigen und von so großen und heterogenen Bevölkerungsgruppen wie MigrantInnen oder Jugendlichen.

Der Sichtbarkeit der Gruppe entspricht die strategische Konzentration auf sichtbare Eingriffe und möglichst unmittelbar zu erntende Ergebnisse. Doch abgesehen von praktischen und legitimatorischen Problemen sind Maßnahmen, die durch deutlich sichtbares Handeln Sicherheit versprechen, auch bedenklich, weil sie, wenn sie trotz ihrer Symbolkraft unwirksam oder ineffizient sind, den Blick und die politische Diskussion für alternative, eventuell wirksamere

Strategien zur Zukunftssicherung versperren (vgl. Prittwitz 1997: 61). Wenn eine vorgebliche Sicherheitspolitik eher Sichtbarkeitspolitik ist, kann ein Problem als bearbeitet oder gelöst gelten und trotzdem weiterbestehen, ja sich sogar noch verschärfen, da Handlungsbedarf erst einmal abgehakt wird. Eigentlich systemische Probleme werden verdeckt, wenn man sie strategisch auf Straf- und Ordnungsrecht reduziert, welche diese Probleme nicht entdecken und schon gar nicht bearbeiten können, da sich ihr Instrumentarium auf die Suche und Bearbeitung von abweichendem Verhalten und DelinquentInnen beschränkt. Entsprechend fällt eine Politik aus, die mit diesem grobschlächtigen Apparat vorzeigbare Ergebnisse produzieren will und daher darauf angewiesen ist, Personen oder Bevölkerungsgruppen als störend zu markieren, zu kriminalisieren oder zu verdrängen. Die darin angelegte Konzentration auf die Beseitigung von Verhaltensweisen, die von bestimmten, insbesondere wirtschaftsstarken Gruppen als irritierend empfunden werden, führt gerade in Großstädten, die ohnehin kaum herrschafts- bzw. besitzfreie Räume kennen, zu einer weiteren Verringerung wirklicher, allen offen stehender Freiräume.

Literaturverzeichnis:

- Achelpöhler*, Wilhelm/*Niehaus*, Holger (2002): Videoüberwachung – Das wachsame Auge des Gesetzes. In: Munier, Gerald (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheit. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 135-144.
- Body-Gendrot*, Sophie (2003): Von sozialer Prävention zu kompromissloser Strafanwendung: Paris und seine Peripherie. In: Nissen, Silke (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheitspolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 43-66.
- Bösebeck*, Ulrich (2002): Stadtluft macht frei – und unsicher. In: Munier, Gerald (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheit. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 119-133.
- Brüchert*, Oliver/*Steinert*, Heinz (2002): „Aufräumen wie in New York“ – Das Ende einer Illusion. In: Munier, Gerald (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheit. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 95-104.
- Cohen*, Stanley (1973): Folk Devils and Moral Panics. St. Albans: Paladin.
- Denninger*, Erhard (2002): Freiheit durch Sicherheit? Anmerkungen zum Terrorismusbekämpfungsgesetz. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10-11/2002, S. 22-30.
- Eick*, Volker (2003): „Und das ist auch gut so“ - Polizieren im Berlin des 21. Jahrhunderts. In: Nissen, Silke (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheitspolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 67-88.
- Foster*, Janet (2003): Kriminalität und Strafverfolgung in London. Zur Interdependenz von öffentlichem Klima, Medien und Politik. In: Nissen, Silke (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheitspolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 13-42.
- Foucault*, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Garland*, David (2008): Kultur der Kontrolle – Verbrechensbekämpfung und soziale Ordnung in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Gössner*, Rolf (2002): „Innere Sicherheit“ im permanenten Ausnahmezustand – „Sicherheitsnetze“, „Anti-Terror-Pakete“ und Ausgrenzungspolitik. In: Munier, Gerald (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheit. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 27-40.
- Hassemer*, Winfried (2001): Gründe und Grenzen des Strafens. In: Courakis, Nestor (Hrsg.): Die Strafrechtswissenschaften im 21. Jahrhundert. Festschrift für Professor Dr. Dionysios Spinellis.

Athen: Sakkula, S. 399-424.

Krasmann, Susanne/**Martschukat**, Jürgen (2007): Rationalitäten der Gewalt. Staatliche Neuordnungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert – eine Einführung. In: dies. (Hrsg.): Rationalitäten der Gewalt. Staatliche Neuordnungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Bielefeld: transcript, S. 7-18.

Marcuse, Peter (2003): Die Manipulation der Kriminalitätsangst. Anti-Terrorismus als Verlagerung der Unsicherheit nach dem 11. September. In: Nissen, Silke (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheitspolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 89-102.

Nissen, Sylke (2003): Sicherheitspolitik auf lokaler Ebene. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheitspolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-12.

Prantl, Heribert (2008): Der Terrorist als Gesetzgeber. München: Droemer.

Prittwitz, Cornelius (1997): Risiken des Risikostrafrechts. In: Frehsee, Detlev/Löschper, Gabi/**Smaus**, Gerlinda (Hrsg.): Konstruktion der Wirklichkeit durch Kriminalität und Strafe. Baden-Baden: Nomos, S. 47-65.

Sack, Fritz (2002): Innere Sicherheit und offene Gesellschaft. In: Lutz, Dieter S. et al. (Hrsg.): Zukunft des Terrorismus und der Friedens. Hamburg: VSA, S. 47-74.

Schuster, Wolfgang (1998): Kommunale Kriminalprävention. Der Stuttgarter Weg. In: Innenministerium Baden-Württemberg (Hrsg.): Fachkongress Kommunale Kriminalprävention. Stuttgart: Innenministerium Baden-Württemberg, S. 19-24.

Schwind, Hans-Dieter (2004): Kriminologie. Eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen. Heidelberg: Kriminalistik.

Streng, Franz (1999): Das „broken-windows“-Paradigma. Kriminologische Anmerkungen zu einem neuen Präventionsansatz. Erlangen: Friedrich-Alexander-Univ. Erlangen-Nürnberg.

Wilson, James Q./**Kelling**, George L. (1982): Broken Windows. The Police and Neighborhood Safety. In: The Atlantic Monthly, März 1982, S. 29-39.

Wimber, Hubert (2002): Ein Weg entsteht dadurch, dass man ihn geht. In: Munier, Gerald (Hrsg.): Kriminalität und Sicherheit. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 81-94.

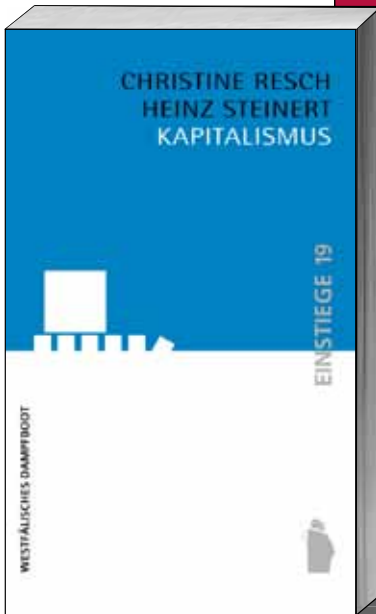
Zum Autor:

Daniel Wagner, 29, hat Soziologie und Politikwissenschaft in Regensburg studiert. Er promoviert derzeit in Kriminologie an der Universität Hamburg zu Jugendarbeit und Kriminalprävention. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete liegen vor allem in der Jugend-, Kriminal- und Stadtsoziologie sowie in der Politischen Kommunikation und Demokratieforschung.

Einstiege

Grundbegriffe der Sozialphilosophie
und Gesellschaftstheorie

Die Einstiege richten sich an ein breites Publikum, das Einstiege in die Steilwände der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie sucht. Einstiege, die es den Kletterern ermöglichen sollen, später eigene Wege zwischen den Felsen dieser Disziplinen zu gehen. Deshalb sind die Darstellungen sowohl lesbar wie auch gründlich und aktuell. Jeder Band beschäftigt sich mit bestimmten Grundbegriffen. Im Zentrum steht jeweils die Analyse der Hauptdimensionen der ausgewählten Begriffe.



2. Aufl. 2011 - 311 S. - € 24,90



2008 - 171 S. - € 14,90



2. Aufl. 2009 - 229 S. - € 19,90





read us: www.soziologiemagazin.de



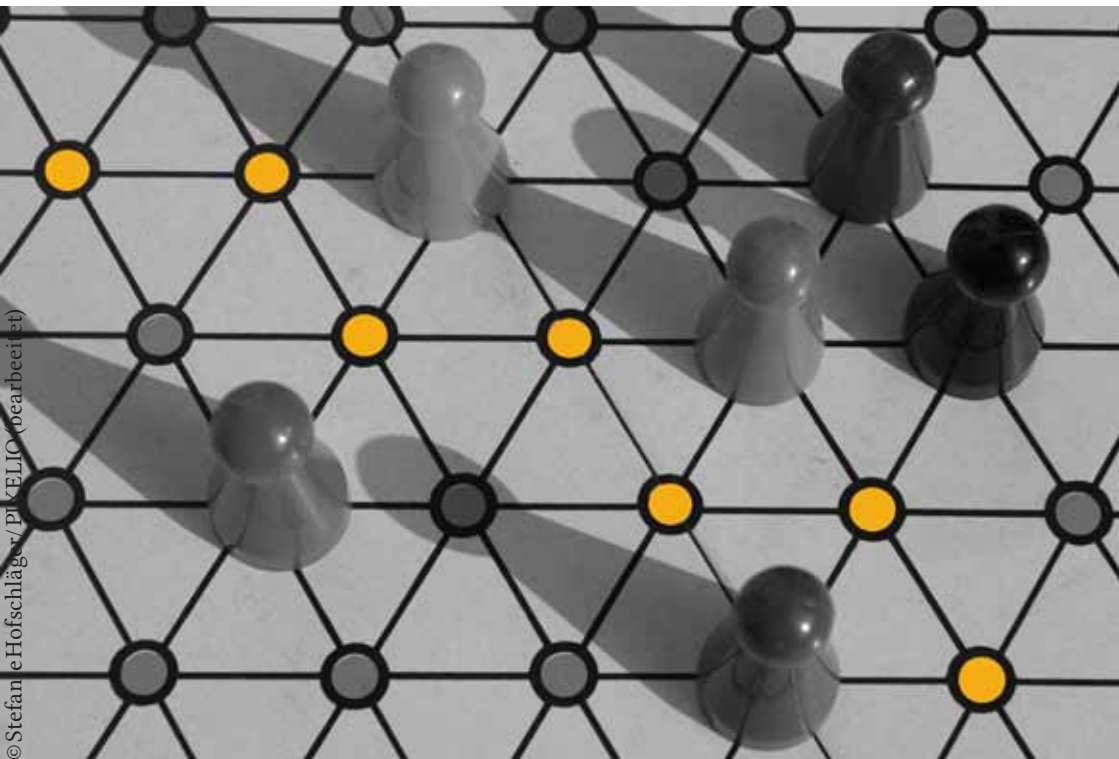
like us: fb.com/soziologiemagazin



follow us: [@soziomagazin](https://twitter.com/soziomagazin)



write us: redaktion@soziologiemagazin.de



„Ein guter Kompass, first things first und Wohlwollen“

Ein Kurzinterview über FreiRäume mit Prof. Michael Jäckel, Sprecher der Sektion „Medien- und Kommunikationssoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)

SSM: Wie viele FreiRäume benötigen Soziolog_innen, wie viele brauchen Sie?

Michael Jäckel: Auf eine sehr offene Frage könnte man mit einer sehr offenen Antwort reagieren. Wenn ich die Frage auf „strukturiertes Curriculum: Ja oder Nein“ beziehe, dann bin ich in den BA-Studiengängen eindeutig für „limited choice“, in MA-Studiengängen für „forced choice“. Ein kurzes grundständiges Studium muss gut vorstrukturiert sein und rasche Orientierung verschaffen. Sonst erhält man in der kurzen Zeit von sechs Semestern nicht einmal einen Überblick. Danach, das ist mein Eindruck, kann man viel besser mit Wahlmöglichkeiten umgehen. Masterprogramme, das zeigen ja auch die Bezeichnungen der Studiengänge, sind stärker spezialisiert. Und das ist nun auch eine Situation, in der wir wählen wollen, aber auch wählen müssen. Hier konzentriert man sich für weitere zwei Jahre auf vertiefende Angebote, deren Sinn und Zweck sich mit einem „guten Kompass“ leichter erschließt.

Beziehe ich die Frage auf den Umgang mit Studieninhalten, sollte man erst über das Vorhandene nachdenken, bevor man neu denkt. Studierende haben

in der Soziologie zu Beginn ein großes Problem mit der Vielfalt. Wenn man sie damit alleine lässt, handelt man eigentlich fahrlässig. Dann darf sich keiner wundern, wenn Patchwork-Theorien aus dem Boden schießen. Wie Schütz und Luckmann bereits sagten: First things first. Auf den vorliegenden Zusammenhang übertragen heißt das: Zuerst das theoretische und methodische Rüstzeug, dann klappt es mit der Navigation durch die Wissensgebiete besser. FreiRäume bei der Wahl von Themen hat man ohnehin. Aber auch hier sind Studierende für Hilfestellung dankbar. Ich selbst fand die Mischung zwischen Pflicht und Kür während meines Studiums in Ordnung. Zu viele Wahlmöglichkeiten können auch zu Unzufriedenheiten führen, wenn die Anforderungsprofile der Veranstaltungen als ungleich empfunden werden.

Welche Bedeutung haben FreiRäume im Sozialen?

Dass zu viele FreiRäume Reaktanz seitens Dritter auslösen können, ist soziologisches Allgemeinut. Da Sie mich als Sprecher der Sektion „Medien- und Kommunikationssoziologie“ um Antworten gebeten haben, möchte ich et-

was zu beiden Begriffen in unserem Sektionsnamen erwähnen.

FreiRäume sind wichtig und mussten historisch erst einmal erkämpft werden. Aber es gibt diese schöne Beobachtung von Lazarsfeld und Merton: „Generationen kämpften für mehr Freizeit, und jetzt verbringen sie sie eher mit dem Columbia Broadcasting System als auf der Columbia University.“ Es kommt eben häufig anders als man denkt. Das gilt übrigens auch für alles, was mit dem so grundlegenden Begriff Kommunikation belegt wird, den man ja auch einmal zu einem Plastikwort degradieren wollte. Wir wollen unseren Gefühlen oder Gedanken Ausdruck verleihen und sind manchmal erstaunt, dass das, was wir sagen, nicht gleichbedeutend mit dem ist, was wir fühlen. Oder wir wundern uns über das große Missverständnis-Potenzial, das in einer gemeinsamen Sprache angelegt ist. Max Frisch wusste das schön auszudrücken: „Jeder Versuch sich mitzuteilen, kann nur mit dem

Wohlwollen des Anderen gelingen.“ FreiRäume werden also auch hier durch Andersdenkende begrenzt. Wären wir in diesen Fällen nicht tolerant, würden wir uns gewaltig auf den Wecker gehen. Daran sieht man übrigens auch, dass Kommunikation auf Voraussetzungen beruht, die wir nur selten prüfen. Diese Freiheit nehmen wir uns.

Prof. Dr. Michael Jäckel, geb. 1959, ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Konsum- und Kommunikationsforschung an der Universität Trier und wurde im Februar 2011 zu ihrem neuen Präsidenten gewählt. Er ist Sprecher der Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen neben der Allgemeinen Soziologie insbesondere die Themenbereiche Medien- und Konsumsoziologie, Neue Kommunikationstechnologien und Arbeitsorganisation sowie die Soziologie der Zeit.

Die Universität als FreiRaum

Ein Kurzinterview über FreiRäume mit PD Dr. Renate Ruhne, Sprecherin der Sektion „Stadt- und Regionalsoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)

SSM: Wie viele FreiRäume benötigen Soziolog_innen, wie viele brauchen Sie?

Renate Ruhne: Soziologinnen und Soziologen sind in besonderer Weise aufgefordert, eine fundierte und gleichzeitig kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Phänomenen in ihren differierenden und sich wandelnden Formen zu führen. Eine solche Auseinandersetzung sollte dabei nicht nur den Wissenschaftsdiskurs, sondern ebenso die Handlungspraxis anregen. Für die fachliche Fundierung sozialwissenschaftlicher Analysen und Erkenntnisse ist – als ein grundständiges Handwerkszeug – theoretisches und methodisches Wissen erforderlich, das vor allem an der Hochschule weiterentwickelt und weitergegeben wird. Die kritische und offene Auseinandersetzung mit dem Sozialen, einschließlich der Weiterentwicklung von Theorie und Empirie, erfordert dabei auch ein gewisses Maß an Unabhängigkeit. Mit der Frage nach benötigten FreiRäumen für Soziolog_innen kommt für mich zunächst einmal die mit gutem Grund im Grundgesetz verankerte Freiheit von Forschung und Lehre in den Blick, die eine unabhängige und kritische Erkenntnisproduktion überhaupt erst ermöglicht –

auch wenn es sich hier um ein normatives Ideal handelt, das niemals vollständig erreichbar ist.

Ich gehe aber davon aus, dass ich als Stadt- und Raumsoziologin bewusst nach FreiRäumen befragt wurde. Und in der Tat kann der Begriff des (Frei-)Raums unsere Wahrnehmung dafür schärfen, dass Freiheiten auch Raum gegeben werden muss, damit diese sich ‚materialisieren‘ können. Das Ideal der Freiheit von Forschung und Lehre bedarf der konkreten Umsetzung und Absicherung, damit es wirksam wird: Es braucht z.B. finanziell abgesicherte Orte, deren Wert sich nicht nach ihrer (direkten) wirtschaftlichen Verwertbarkeit und Effizienz bemisst. Die Freiheit von Forschung und Lehre ist damit auch ein Gut, das ich in den heutigen Zeiten einer zunehmenden Ökonomisierung der Hochschulen, in denen solche FreiRäume teilweise stark beschnitten werden, als bedroht ansehe.

Welche Bedeutung haben FreiRäume im Sozialen?

Normen, Vorgaben und (feste) Strukturen des Handelns sind im Zusammenleben unerlässlich, um ein konstruktives

Miteinander zu gewährleisten. Gleichzeitig brauchen wir aber auch im Sozialen allgemein Freiräume im oben genannten Sinne, in denen wir gegebene Normen und Strukturen immer wieder auch hinterfragen und verändern können. Die Sozialwissenschaften können uns durch eine Analyse sozialer Ungleichheitsstrukturen z.B. dazu anregen, bestehende Ordnungsmuster zu hinterfragen, verändern müssen wir sie aber durch Aushandlungsprozesse im Sozialen selbst – und hierfür benötigen wir Freiräume.

PD Dr. Renate Ruhne ist Privatdozentin an der TU Darmstadt und lehrt Soziologie am Fachbereich 05 der Universität Kassel. Sie ist außerdem Sprecherin der Sektion „Stadt- und Regionalsoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Zu ihren wissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkten gehören Stadt- und Raumsoziologie, Geschlechterforschung, Soziologie der Bildung und Erziehung, (Hochschul-)Evaluation, Sicherheit/Unsicherheit und soziale Kontrolle sowie Prostitution.



„Soziolog_innen haben einen echten Wettbewerbsvorteil“

Ein Kurzinterview über Freiräume mit Bernd Vonhoff, Vorsitzender des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V. (BDS)

SSM: Was sind Freiräume?

Bernd Vonhoff: Einerseits Raum, in dem sich jemand entfalten kann, z.B. die Freiheit der Lehre und Forschung, andererseits „Leere“. Diese bedeutet – im positiven Sinne – Platz, um Innovationen, Ideen und Gedanken aufzunehmen, also Platz für Kreativität und Entwicklung.

Wer räumt Freiräume frei?

Das ist eigentlich schon in unserem Grundgesetz im Artikel 2, Absatz 1 verankert: „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er die Rechte anderer nicht verletzt (...)“. Das heißt, jeder kann selbst nach Freiräumen für seine persönliche Entwicklung suchen oder für sich und andere schaffen, solange er niemand anderem dabei „wehtut“.

Bestehen in der Soziologie freie Räume (oder blinde Flecken)?

In jeder wissenschaftlichen Disziplin bestehen blinde Flecken. Auch in der Soziologie. Gäbe es diese nicht, wäre die Wissenschaft am Ende, weil sie dann kein neues Wissen mehr generieren könnte. Diese „freien Räume“ gilt es in

Bachelor-, Master-, Magister- oder Diplomarbeiten, bei Dissertationen oder Habilitationen zu finden. Ohne Freiräume, die nach und nach gefüllt werden, gäbe es keinen Fortschritt in der Welt. Oft wird durch das kurzfristige Schließen eines Freiraums neuer Freiraum geschaffen, in dem neue Fragen auftauchen. So kommt es nie zum Stillstand.

Gibt es soziologiefreie Räume?

In rein technischen Bereichen halte ich dies für möglich, aber im sozialen Bereich kaum. Soziologie erforscht das Zusammenleben von Menschen. Damit ist jedes Miteinander von Menschen, aber auch jedes Gegeneinander, Gegenstand der Soziologie; egal, ob es sich um kleine Gruppen handelt, um Familien, Unternehmen, Gemeinden oder ganze Staaten. Soziologie ist da in jedem (Zwischen-)Raum.

Wo sehen Sie freie Räume?

Ich sehe freie Räume für die Disziplin, wo sie noch nicht stark genug vertreten ist, obwohl sie durchaus etwas beitragen könnte. Zum Beispiel dann, wenn andere Berufsgruppen im Wettbewerb zu Soziolog_innen stehen. Soziolog_innen

haben m. E. durch ihr Wissen vom Zusammenleben der Menschen und dessen Steuerung anderen Disziplinen viel voraus. So könnten sie sich in Wirtschaftsunternehmen größere Freiräume schaffen, z. B. in der Organisationsentwicklung, bei unternehmerischen Veränderungsprozessen, im Personalwesen oder im Gesundheitswesen. Genau so bei Teambuilding, Konfliktmanagement oder Führungsfragen und vielen anderen Themen. Das sind in meinen Augen genuin soziologische Fragestellungen, weswegen Sozialwissenschaftler_innen hier einen echten Wettbewerbsvorteil haben, wenn sie diese Freiräume füllen.

Bernd Vonhoff, geb. 1959, ist Diplom-Soziologe und Vorsitzender des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V. Er ist der kaufmännische Geschäftsführer einer Unternehmensberatung in Hamburg und Autor des Buches „Erfolgsfaktor Sinn“, das sich mit den Rahmenbedingungen sinnvoller Arbeit beschäftigt. Einer seiner Arbeitsschwerpunkte ist das strategische betriebliche Personalwesen. So untersucht er u.a. seit über 20 Jahren den Zusammenhang zwischen Arbeitsbedingungen und psychosozialen Belastungen in Unternehmen. Er ist ebenfalls im Bereich betrieblicher Gesundheitsprävention tätig und berät Unternehmen zu Fragen der zwischenmenschlichen betrieblichen Kommunikation, z. B. bei Konflikten, Veränderungsprozessen oder strategischen Planungen.

Soziologie aktuell



Soziologie des Pharmazeutischen

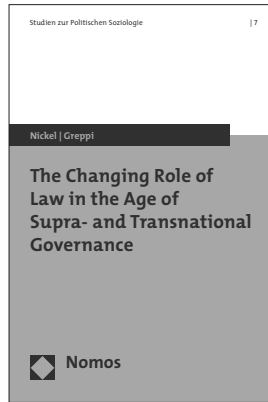
Von Anna Henkel

2011, 354 S., brosch., 39,– €

ISBN 978-3-8329-6302-6

(Wissenschafts- und Technikforschung, Bd. 6)

Das Werk schafft erstmals eine integrierte Perspektive auf das Pharmazeutische als sozialer Gegenstand: Pharmazie wird wissenschaftssoziologisch erschlossen, die Apothekerrolle professionssoziologisch neu verortet und Liberalisierung wirtschaftssoziologisch kritisch hinterfragt – ein Angebot an Soziologie, Apotheker und Gesundheitspolitik.



The Changing Role of Law in the Age of Supra- and Transnational Governance

Herausgegeben von Rainer Nickel und Andrea Greppi

2011, ca. 230 S., brosch., ca. 34,– €

ISBN 978-3-8329-5361-4

(Studien zur Politischen Soziologie. Studies on Political Sociology, Bd. 7)

Erscheint ca. Juni 2011

Innovative supra- und transnationale Techniken und Strukturen der Verrechtlichung ("Governance") haben das Völkerrecht transformiert. Der Band untersucht diese Veränderungsprozesse anhand der Fragen nach einer demokratischen kosmopolitischen Weltordnung, einer kollisionsrechtlichen Neubegründung der Legitimität der EU und der Möglichkeiten einer zivilgesellschaftlichen Zählung von Governance-Strukturen.

Bitte bestellen Sie im Buchhandel oder versandkostenfrei unter ► www.nomos-shop.de



Nomos

Eine Frage der Methode:

Fokussierte Ethnografie als Forschungsmethode am Beispiel der Untersuchung von Technomusik- Produzenten in Homerecording-Studios

von Jan-Michael Kühn



© Andreas Preishuber/PIXELIO (bearbeitet)

Einleitung

In diesem Beitrag möchte ich anhand von Forschungen über Technomusik-Produzenten in Homerecording-Studios, die im Rahmen meiner Diplomarbeit stattfanden, Studierenden die Methode der fokussierten Ethnografie (FE) vorstellen. FE, so meine Erfahrung, eignet sich vortrefflich für sehr spezifische Forschungsprojekte wie z. B. Abschlussarbeiten, in deren Rahmen man sich kleine soziale Phänomene „herauspicken“ und sie unter für StudentInnen absolvierbarem Aufwand untersuchen kann. Die teilnehmend-beobachtende Forschungstätigkeit im Feld verbindet entdeckenden und theoretisch-kreativen Spaß mit hohen methodischen Anforderungen und wissenschaftlichen Fragestellungen. Da FE als zentrale Vorbedingung eine hohe Vertrautheit mit dem Feld bereits vor der eigentlichen Forschungstätigkeit voraussetzt, eignet sie sich besonders, um schon bestehende Interessen- und Wissensfelder der Forschenden mit wissenschaftlichen Fragestellungen in Abschlussarbeiten zu verbinden, und somit eine interessante, anspruchsvolle und lehrreiche Forschungstätigkeit durchzuführen. Insbesondere in einer sich ausdifferenzierenden und damit pluralisierenden, immer komplexeren Gesellschaft können so permanent neu auftretende Formen sozialer Praxis als Forschungsgegenstände im Kontext ihres Feldes erschlossen und mithilfe wissenschaftlicher Zu-

gänge untersucht werden. Damit werden soziologisch relevante kleinteilige Lebenswirklichkeiten beschrieben, die sich mit der permanenten Entwicklung und Verbreitung neuer Technologien ausbilden, stabilisieren, und in denen die gesellschaftliche Entwicklung zunehmend auch außerhalb der großen Institutionen aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik stattfindet. (Vgl. Willis 1990) Nachdem ich zuerst die FE als Methode umreißte, folgt im Anschluss die exemplarische Darstellung meines eigenen Vorgehens und meiner Forschungserfahrungen. Da die von mir untersuchten Techno-Produzenten alle „männlich“ waren (es ließen sich keine „Frauen“ auffindig machen), benutze ich im Kontext der Musikproduktion das generische Maskulinum, wenn ich auf die von mir untersuchten Personen direkt verweise. Bei verallgemeinernden Aussagen hingegen umfasst auch das Genus wieder beide Geschlechter.

Kurze Einführung in die fokussierte Ethnografie nach Hubert Knoblauch

Hubert Knoblauch (2001; 2002; Knoblauch & Tuma 2011) identifiziert eine „Aufblühung“ der ethnografischen Forschung nicht nur in der deutschsprachigen Soziologie, sondern auch in zahlreichen weiteren wissenschaftlichen Disziplinen. Damit geht laut Knoblauch eine Bewegung einher, die sich zunehmend neuer Formen ethnografischer Praxis annimmt, welche er unter „fokus-

sierter Ethnografie“ zusammenfasst. Diese Formen soziologischer Ethnografie unterscheiden sich von denen konventioneller ethnologischer Ethnografie dadurch, dass sie in der eigenen Kultur praktiziert werden und spezifische Ausschnitte derselben untersuchen. Feldaufenthalte sind kurz, Forschende tauchen nicht neu in fremde Kulturen ein – sie kennen sich schon (mehr oder weniger) in ihnen aus, schließlich forschen sie in der heimischen Gesellschaft. Anstatt auf ganze soziale Felder (z.B. die Techno-Szene), fokussiert man sich auf einzelne Feldausschnitte (z.B. die Produktion von Musik am Computer). Anstatt über lange Zeiträume werden in kurzen Erhebungszeiträumen intensiv Daten gesammelt. Dabei werden Feldprotokolle, Videos, Audiodaten und zahlreiche weitere neu aufkommende Formen von Aufzeichnungsmöglichkeiten zur Datengenerierung genutzt. Ziel der Datenerhebungen ist nicht mehr die Rekonstruktion typischer Wissensvorräte gesamter Felder, sondern das Erfassen des Hintergrundwissens eines Feldausschnitts, das Verstehen und Beschreiben sozialer Praktiken, die „Binnenansichten“ (Malinowski 1983). Damit kann die FE als konstruktivistisch eingestuft werden: „[...] sie rekonstruiert einerseits die Wissens- und Erfahrungsstrukturen der Beteiligten, die den Sinn ihrer Handlungen konstituieren [...]. Und in ihren häufig minuziösen Detailanalysen versucht sie andererseits, die

situative Konstruktion der Wirklichkeit in den beobachteten Handlungen nachzuzeichnen.“ (Knoblauch 2001: 135)

Gegenstand der FE sind Handlungszusammenhänge, in denen sich die Beobachteten alltäglich bewegen. Sie nimmt dabei zur Grundlage, was Forschende als „tatsächlich vorgehend“ definieren und wahrnehmen, reflektiert dies mit den Aussagen der Feldteilnehmenden und macht sich somit unabhängiger von Selbstauskünften der Untersuchten, die sonst z.B. in Interviews oder Onlinefragebögen als Grundlage dienen. FE ist keine Methode, die bereits bestehende Thesen überprüft (Deduktivität), sondern die die Thesen in einem interaktiven Prozess („Theoretical Sampling“) aus Theoriebildung und Erschließung des Feldausschnittes und der Daten (Iterativität) erst aufstellt (vgl. Strübing 2006: 15).

Die nur auf den ersten Blick womöglich schneller oder einfacher umzusetzende FE sollte nicht dazu verleiten, wissenschaftliche Standards zu vernachlässigen. Vielmehr muss vor dem Forschungsbeginn eine tiefe Auseinandersetzung mit ethnografischer Methodologie und ethnografischen Forschungsnormen erfolgen. Dabei gilt es einerseits, die teilweise noch unklaren methodologischen Eigenschaften der neuen Aufzeichnungsgeräte und der Fokussierung zu berücksichtigen (vgl. Oester 2007: 16), andererseits zu verstehen, was eine Forschungsmethode ist und

was sie leisten kann – d.h. wie sie selbst auch Teil der Forschung ist und aufgrund ihrer Eigenschaften und Ausrichtung Daten aktiv produziert, und diese nicht einfach aus der Wirklichkeit wie ein hartes Werkzeug aus einem handhabbaren Material „herausschält“.

Dazu gehört u.a. die systematische Selbstbeobachtung und Explizierung von Vorwissen und Vorerwartungen, um Vorurteile und „blinde Flecken“ zu mindern (Knoblauch 2003). Hierfür ist es sinnvoll, vor Forschungsbeginn alles Feldwissen, alle Werturteile und persönliche Präferenzen aufzuschreiben (das können viele Seiten werden), um diese in der praktischen Forschung zu identifizieren und als solche behandeln zu können. Ich schreibe bewusst „behandeln“: Denn Forschende werden im Zuge teilnehmender Beobachtung unweigerlich selbst zum Teil des Forschungsgegenstandes. Sie „entlocken“ (elizitieren) den Beobachteten Aussagen und Haltungen – ein aktiver, teilnehmend-produktiver Akt –; die Beobachteten antworten den Forschenden, weisen ihnen bestimmte Rollen zu, die sie beim Antworten und Handeln berücksichtigen. Produktive Normen der Offenheit und Werturteilsfreiheit (Weber 1985: 146ff.) gilt es als solche zu behandeln, nicht als kosmologische Letztprinzipien mit eingebauter Wahrheitsgarantie – sowie die Bereitschaft, bereits geschaffenes Wissen und geschaffene Kategorien im Forschungsprozess immer wieder zu revi-

dieren, insofern diese sich nicht mehr auf den Feldausschnitt anwenden lassen (Kleining 2001).

Die Involviertheit der Forschenden in das Feld ist einerseits eine besondere methodische Ressource. Andererseits birgt sie die methodologische Gefahr, selektive Phänomene der eigenen Eingebundenheit auf den gesamten Feldausschnitt zu verallgemeinern oder politische Ansichten des Feldausschnitts mit wissenschaftlicher „Aura“ öffentlich zu verkleiden. Wege, solche Effekte zu mindern, bestehen im Aufschreiben und ständigen Prüfen von allem, was im Laufe des Forschungsprozesses für irrelevant gehalten wird; die Auswahl der Untersuchten möglichst breit und unterschiedlich zu streuen, mit prinzipieller Offenheit (auch gegen die eigenen Präferenzen!) in die Forschung zu gehen und sich unter Selbstbeobachtung immer wieder zu verdeutlichen: Es geht um die Darlegung der Wissensstrukturen des Feldausschnitts, die sich auch in den konfligierenden Ansichten der AkteurInnen zeigen und in ihrer Unterschiedlichkeit Strukturmerkmale darstellen. Es geht also ausdrücklich nicht darum, in einem normativen Sinne „richtige“ oder „bessere“ Überzeugungen aus dem Feldausschnitt auf ihre Gültigkeit zu prüfen, miteinander zu vergleichen und am Ende womöglich noch eine(n) „GewinnerIn“ zu krönen.

Des Weiteren muss im Rahmen der Be-

stimmung einer Fragestellung deutlich gemacht werden, warum die Untersuchung des Feldausschnitts von wissenschaftlicher und auch gesellschaftlicher Relevanz ist. Dazu gehört es selbstverständlich, relevante wissenschaftliche Literatur zu kennen, zu diskutieren und die eigenen Ergebnisse dort einzuordnen. Und auch zu erklären, warum die fokussiert-ethnografische Erforschung des ausgewählten Feldausschnittes jenseits des eigenen bildungsspezifischen Abschlusses gesamtgesellschaftlich relevant ist.

In meinem Fall war der wissenschaftliche Rahmen die Soziologie des Neuen (Hauser 1988; Groys 2004; Joas 1992; Jauf 2007 u.a.) Zusammen mit der Bestimmung des empirischen Feldes leitete ich aus ihr meine Fragestellung ab (Wie entsteht Neues bei der Produktion elektronischer Tanzmusik in Home-recording-Studios?) und verortete mein Vorhaben als eine explorative Form der Workplace-Studies (Knoblauch/Heath 2006) bzw. Technografie (Rammert/Schubert 2006). Die gesamtgesellschaftliche Relevanz begründete ich mit gesellschaftlichem Strukturwandel (Individualisierung, Ausdifferenzierung, Technologisierung, etc.) und daraus folgenden, immer kleinteiligeren Lebens- und Erwerbswelten in Nischenökonomien, die sich beispielhaft an Techno-Produzenten studieren lassen.

Selektion von „Ethno“ und „Fokus“: Techno-Szene und Musikproduzenten

Anfang der Nullerjahre begann ich das „Auflegen“ zu lernen, schnell folgten „Gigs“ auf Privatpartys, und ab 2005 schließlich auch mit zunehmender Regelmäßigkeit in Clubs – im Jahr 2006 gründete ich eine WebTV- und Radiosendung. Durch positive Rezeption der Sendung vergrößerten sich mein Kontaktnetzwerk, ich wurde „Resident-DJ“ auf verschiedenen Veranstaltungsreihen. Mir bis dato unbekannte VeranstalterInnen buchten mich für ihre Events und ich begann damit, für VeranstalterInnen wiederum DJs und Live-Acts auszuwählen („Booking“). Da ich mittlerweile gutes „Szenewissen“ und damit „Szenekapital“ (siehe dazu Otte 2008; Thornton 1995) über die Techno-Szene, und durch meine hohe Involviertheit gute Szenekontakte besaß, konnte ich davon ausgehen, ausreichend Feldwissen zu besitzen, um einen Ausschnitt zum Gegenstand meiner Untersuchung zu machen.

Bei der Lektüre wissenschaftlicher und journalistischer Literatur fiel auf, dass die eigentliche Praxis der Musikproduktion nur selten und meist „oberflächlich“ behandelt wurde. Wissenschaftliche Literatur reduzierte die produktive Praxis auf „Montage“, „Bricolage“ oder auch „al-fresco“ (z.B. Meueler 1997; Vogelsang 2001; Friedrich 2010; Essl 2007). Ratgeber-Literatur in Form von Onlinevideos, Bü-

chern, Webseiten oder Beiträgen in Internetforen vermitteln etabliertes Wissen als „best practices“, wie z.B. Formen des „Tracks“ (Aufbau, Elemente), Strategien und Praktiken der Musikproduktion und informieren über neue Technologien (Blogs, Technik-Magazine, etc.) – alles, was technisch für ProduzentInnen von Interesse ist. Bei der Aufarbeitung dieser Ratgeber wurde klar, dass es vor allem um zweckrationalen Austausch geht: Für die ProduzentInnen steht im Vordergrund, was sie als Gegenleistung für ihre Aufmerksamkeit bekommen, nämlich nützliches Wissen, das sie potentiell in ihren Tracks umsetzen können. Nicht behandelt wird hingegen die stattfindende Produktion von Musik, von elektronischer Tanzmusik im Speziellen, im Rahmen von Homerecording-Studios oder gar für eine Szene als DJ-Musikkonserven zur vergemeinschaftenden Ästhetisierung auf Veranstaltungen (zum Szenezusammenhang siehe Meyer 2000; Hitzler/Niederbacher 2010; Maffesoli 1996, u. a.). Eine umfassende wissenschaftliche Literaturrecherche offenbarte mir schließlich, dass mein Fokus noch nicht ethnografisch untersucht wurde. So hatte ich einen legitimen akademischen Ansatzpunkt, mich mit der Musikproduktion von Techno zu beschäftigen und Hintergrundwissen über die Produktion, Praktiken des kreativen Schaffens und Verbindungen von Musik-Produktion und -Szene unter die „soziologische Lupe“ zu nehmen.

Als Feldausschnitt wählte ich den Ort, an dem vor allem erwerbstätig orientierte ProduzentInnen ihre House/Techno-Musik schaffen – das Homerecording-Studio. Aus der erwerblichen Orientierung leitete ich ab, dass sich ProduzentInnen tatsächlich intensiv und nicht nur spielerisch mit der Musikproduktion beschäftigen. Letzteres ist nicht unerheblich für die Forschungsergebnisse: Es hat sich herausgestellt, dass erwerbstätig orientierte Produzenten andere szenespezifische Produktionsbedingungen für relevant bestimmen, als jene, die ohne konkretes wirtschaftliches Interesse (sozusagen aus Hobby-Gründen) produzieren. Erstere schaffen vor allem Musik, um diese zu verkaufen und als DJ gebucht zu werden. Insbesondere für ProduzentInnen am Anfang ihrer Karriere unter zumeist prekären Verhältnissen kann das zur Folge haben, dass sie ihre Musik ästhetisch in einer Weise fabrizieren, die möglichst große (mitunter selektive) Szeneöffentlichkeiten anspricht, sich gut verkauft oder einen gerade stattfindenden „Hype“ bedient, auf den ProduzentInnen zur Forcierung ihrer Karriere und Sicherung ihres Einkommens „aufspringen“ können. Wirtschaftlich von der Musik-Produktion Unabhängige kritisieren hingegen häufig diese Produktionsweise und verweisen auf fehlende Innovativität, mangelnde Authentizität („Ausverkauf“) – wiederum andere AkteurInnen verorten sich zwischen diesen Standpunkten

und haben damit wiederum ganz andere relevante Handlungsgrundlagen, Notwendigkeiten oder Ziele.

Dieses explizierte Beispiel verdeutlicht das bereits angesprochene konstruktivistische (wissenssoziologische) Verständnis von Wissenschaft und zeigt Zusammenhänge zwischen Forschungsdesign und den Ergebnissen auf.

Vorgehen und Erfahrungen

Ich verabredete mich mit den Produzenten und hatte sechs teilnehmende Beobachtungen, die zwischen zwei und sechs Stunden andauerten. Ich stellte mich als Student mit der Absicht vor, in meiner Abschlussarbeit die Produktionsweise von Musik in Homerecording-Studios zu untersuchen. Ich beteuerte, nur wenig zu wissen und kein Interesse an ei-



© Marvin Siefke/PIXELIO (bearbeitet)

gener Musikproduktion zu haben. ProduzentInnen haben oftmals bestimmte musikalische „Geheimrezepte“, die einen wesentlichen Teil ihrer öffentlich-kommerziellen Identität begründen. Sie produzieren einen Sound, den nur sie wiederholbar in einer spezifischen Art herstellen können, sodass dieser zu einem wirtschaftlich relevanten Markenzeichen wird.

Für die Sitzungen legte ich mir einen Leitfaden zurecht, um möglichst viele Bereiche der Produktion kontrolliert abzudecken: vom Betreten des Studios, Hochfahren des Computer, Öffnen der Musikstudio-Software, über die einzelnen Elemente der Software, die konkreten Produktionsprozesse in ihren einzelnen Schritten bis hin zum Abschieken des fertigen Tracks ans Mastering-Studio oder Label. Darüber hinaus interessierten mich soziodemografische Daten, die Biografie und Szenekarriere. Ich setzte zuvor eine explorative Sitzung an, um eine Vorstellung davon zu erlangen, was im Feldausschnitt passiert, was ich nicht vergessen sollte, welche praktischen Probleme während der Sitzungen auf mich zukommen könnten (z.B. die permanente Lautstärke und damit verbundene Kommunikations- oder Aufnahmeprobleme) und was ich in einem Homerecording-Studio vorfinden würde. Als ehemaliger (amateurhafter) Heim-Produzent mit hoher Computeraffinität fiel mir der Einstieg ins

Produktionswissen nicht schwer. Die größten Sorgen bereitete mir die Möglichkeit, wichtige Dinge zu übersehen bzw. als irrelevant zu deuten. Hier erwies es sich als hilfreich, alle Fachbegriffe, die im Laufe der Gespräche fielen, im Nachhinein anhand der Audioaufzeichnungen aufzuschreiben, und diese wieder in die kommenden Sitzungen mit anderen Produzenten als Fragen einzubinden. Somit erfuhr ich viel über die Bestandteile des Feldausschnitts, seine möglichen Grenzen, und konnte auch unter den Produzenten prüfen, welche verschiedenen Beurteilungen kursieren und wie diese Bewertungen in die Musikproduktion einfließen. Alle Sitzungen zeichnete ich als Audiodateien auf und fertigte Feldprotokolle direkt nach den Sitzungen an; während der Sitzungen machte ich mir Notizen. Zuerst schrieb ich auf, was mir in Erinnerung geblieben war und was mir interessant erschien (und ebenso, was ich als uninteressant empfand!), anschließend hörte ich die Audiodaten nochmals durch, indexikalisierte sie nach bereits gebildeten Kategorien und ergänzte diese. Parallel dazu fertigte ich analytische Memos an, aus denen sukzessive die Kategorien entstanden, wie ich sie später in der Diplomarbeit verwendete (vgl. Kühn 2009, insbes. Kapitel 5). Die Audiodaten transkribierte ich im letzten Schritt sequentiell, bei der Transkription erhielten die Kategorien den letzten „Feinschliff“. Auffällig oft kamen

Interpretationen der Daten und Theoriebildung außerhalb des Arbeitsprozesses zustande, zum Beispiel abends beim Einschlafen, beim Flanieren durch die Stadt oder auch beim Beobachten im Club. Für die Festhaltung und Ausgestaltung der Unterschiede zwischen Klangdesign, Arrangementdesign und Trackdesign stand ich beispielsweise nachts um 4 Uhr wieder auf – die Effekte „schlecht“ produzierter Musik (Präsenzästhetik, s.u.) ließen sich gut anhand von Publikumsbewegungen auf dem Dancefloor und Kommentaren befreundeter anwesender Produzenten studieren. Der Wissensgenerierungsprozess war ein iterativer: Als Ausgangskategorien dienten jene aus der wissenschaftlichen Literatur und der explorativen ersten Sitzung. Während der Datenerhebung wurde deutlich, dass diese Kategorien die Komplexität des produktiven Schaffensprozesses nicht befriedigend erfassen konnten. Nach jeder Sitzung bzw. sobald es nicht mehr sinnvoll schien, empirische Phänomene unter einer Kategorie zusammenzufassen, weil diese in ihrer gemeinsamen Unterordnung die Typik der Struktur eher verwischen als herausheben würden, kam es zur Verwerfung, Ausdifferenzierung und Änderung von Kategorien. Die beobachteten Muster erlangten Relevanz, indem sie in ihrer Typik nicht nur in einer Sitzung als Einzelfall erschienen, sondern sich über alle Sitzungen hinweg nachzeichnen ließen und somit für den Feld-

ausschnitt als strukturell gelten konnten. Durch diese kontinuierliche Re-Justierung der Kategorien erarbeitete ich Stück für Stück ein Modell „konstellativer Poiesis“.

Die einzelnen Feld-Sitzungen startete ich mit der Aufforderung, mir alles zu erklären, was ich sah und was mir für das Setting (im Unterschied zu einem normalen Wohnraum bzw. Computerheimplatz) als speziell erschien: Ich fragte nach dem Computer und der Peripherie (Synthesizer, USB/MIDI-Controller), den großen Lautsprechern, Schaumstoffmatten an der Wand, in den Ecken, gefalteten Shirts unter der Tür, usw. Dann öffneten die Produzenten ihre Allround-Produktionssoftware (z.B. Ableton, Logic, Cubase) und dieselben Fragen wiederholten sich bei den einzelnen Komponenten der Software. Schließlich bat ich die Produzenten, mit einem neuen Track zu beginnen und zu erklären, was genau sie tun. Manchmal veränderte ich ein Arrangement (z.B. einen „geraden“ Beat zu einem „gebrochenen“ - Elizitierung), was sie allesamt nicht gut fanden. Aber genau damit brachte ich die Produzenten in die Erklärungsnot mir zu erzählen, warum ihnen ihr ursprüngliches Arrangement besser gefiel, und sie konnten die Gründe dafür direkt am Beispiel demonstrieren.

Während der Sitzungen konzentrierte ich mich auf die Tätigkeiten Betrach-

ten, Hören und Fragen (Knoblauch 2003). In jeder Situation interessierte mich: Was geht hier vor? Was macht der Produzent? Was bedeutet das für ihn? Wie bewertet er das und warum bewertet er es so? Dementsprechend frageintensiv waren die Sitzungen, was die Produzenten aber positiv aufnahmen: Sie antworteten zum Teil sehr ausschweifend, und auch mein ständiges „Nachbohren“ mit für nicht-ethnografisch Forschende „dumm“ anmutenden Fragen wurde trotz manchem Prusten toleriert. Über viele Vorgänge jedoch konnten Produzenten keine genauere Auskunft geben, z.B. bei speziellen Wissensformen wie auditivem (implizitem) Wissen (Horning 2004) – wie sich Töne anhören, was „fett“, „groovig“ oder „hinten runter gehen“ bedeutet. Insbesondere hier zeigten sich die Vorzüge von FE als Forschungsmethode: Worüber nicht geredet werden kann, darüber wird auch nicht geschwiegen – es wird direkt am Rechner per feldausschnittspezifischem Wissenstransfer von implizitem Wissen demonstriert. Gleichzeitig entstanden dabei scheinbar banale Aussagen, die sich bei der Auswertung als wertvoll erwiesen. Dazu ein Beispiel aus den Daten:

JMK: Was ist denn der Sinn daran, Stücken mehr Brillanz zu geben?
CJ: Ja, du fragst mich hier Sachen, warum soll et was besser klingen? Weil es besser klingen soll. Also das erklärt sich doch von selbst, oder? .. Du hast doch auch

lieber was gern in ner guten Klangqualität als in ner schlechten? Also es gibt geschmackliche Fragen, die die Klangfarbe vielleicht betreffen, aber es gibt absolute Werte, die die Klangqualität einer Aufnahme betreffen. (AF_CJ_4, 1: 25: 26)

„Du hast es doch auch lieber gern“ ist ein Hinweis auf die Relevanz des Szenezusammenhangs für die (Re-)produktion einer bestimmten Form von Ästhetik – den „Groove“, der „fette“ Klang, die ausfüllende Dancefloor-Präsenz („Präsenzüsthetik“, „technologisierte Ästhetik“; vgl. Kühn 2009: 65) des Tracks. Es gibt öffentliche Erwartungshaltungen, die in den Produktionen ihren Ausdruck finden. Diese werden auch vom Produzenten geteilt, als erreichbar erachtet. Sie sind stark „naturalisiert“ und in technologische Spezifikationen übersetzt, sodass sie ihre ästhetischen Ideale verschleiern und als technologische Kennziffern objektive Maßstäbe darstellen sollen. Zusätzlich gibt es in individualisierten, marktförmigen Vergemeinschaftungen wie der Techno-Szene bestimmte Kontrollmechanismen, die für die Reproduktion solcher Ästhetiken sorgen: ProduzentInnen, deren Tracks sich schlechter anhören (die weniger „grooven“, weniger Soundpräsenz auf dem Dancefloor zeigen) werden weniger oft gekauft, seltener gespielt, dadurch werden ihre ProduzentInnen seltener gebucht, haben schlechteren Leumund bezüglich ihrer Fähigkeiten und rut-

schen in der Wettbewerbshierarchie mit anderen ProduzentInnen um Auftrittsmöglichkeiten ab – sie verlieren Szenekapital. (Vgl. Kühn 2009, Kapitel 5.4.1)

Dieser Einblick in mein eigenes Forschungsprojekt sollte dazu dienen, interessierten Studierenden exemplarisch die Methode der fokussierten Ethnografie vorzustellen. Er sollte einführend informieren und Interesse zum weiteren Studium wecken – also gewissermaßen eine Art „Teaser“ sein. Die eigene intensive Auseinandersetzung mit der Ethnografie sowie den Erfordernissen und Eigenschaften wissenschaftlicher Wissensproduktion anhand einschlägiger Literatur (z.B. Knoblauch 2001, 2002, 2003; Hirschauer/Kalthoff/Lindemann 2008; Flick 2007) bleibt jedoch unersetzlich. Denn am Ende hängen die Brauchbarkeit der erhobenen Daten und ihre Aussagekraft stets davon ab, wie stark sich Forschende im Vorfeld mit den methodologischen Eigenschaften und Forschungsnormen (fokussierter) Ethnografie beschäftigen.

Literaturverzeichnis:

- Essl**, Karlheinz (2007): Wandlungen der elektroakustischen Musik. In: Dézsy, Thomas/Jena, Stefan/Torkewitz, Dieter (Hrsg.): Zwischen Experiment und Kommerz. Zur Ästhetik elektronischer Musik. Wien: Mille Tre, S. 37-84.
Online verfügbar unter: <http://www.essl.at/bibliogr/wandlungen-elak.html> (02.05.2011)
- Flick**, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Reinbek: rororo, 3. Auflage.
- Friedrich**, Malte (2010): Urbane Klänge: Popmusik und Imagination der Stadt. Bielefeld: transcript.
- Groys**, Boris (2004): Über das Neue: Versuch einer Kulturökonomie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 3. Auflage.
- Hauser**, Arnold (1988): Soziologie der Kunst. München: C.H. Beck, 3. Auflage.
- Hirschauer**, Stefan/**Kalthoff**, Herbert/**Lindemann**, Gesa (Hrsg.) (2008): Theoretische Empirie: Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hitzler**, Ronald/**Niederbacher**, Arne (2010): Leben in Szenen: Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden: VS, 3. Auflage.
- Horning**, Susan Schmidt (2004): Engineering the Performance: Recording Engineers, Tacit Knowledge and the Art of Controlling Sound. In: Social Studies of Science, 34(5), S. 703-731.
Online verfügbar unter: <http://sss.sagepub.com/cgi/content/abstract/34/5/703> (31.07.2009)
- Jaufß**, Hans-Robert (2007): Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 3. Auflage.
- Joas**, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kleining**, Gerhard (2001): Offenheit als Kennzeichen entdeckender Forschung. In: Kontrapunkt. Jahrbuch für kritische Sozialwissenschaft und Philosophie, 1(2001), S. 27-36.
Online verfügbar unter: <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=851> (03.05.2011)
- Knoblauch**, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie. In: Sozialer Sinn, 1(2001), S. 123-141. Online verfügbar unter: <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=693> (03.05.2011)
- Knoblauch**, Hubert (2002): Fokussierte Ethnographie als Teil einer soziologischen Ethnographie. Zur Klärung einiger Missverständnisse. In: Sozialer Sinn, 3(2002), S. 129-136.

Knoblauch, Hubert (2003): Qualitative Religionsforschung: Religionsethnographie in der eigenen Gesellschaft. Paderborn: Schöningh (UTB).

Knoblauch, Hubert/**Heath**, Christian (2006): Die Workplace-Studies. In: Rammert, Werner/Schubert, Cornelius (Hrsg.): Technografie: Zur Mikrosoziologie der Technik. Frankfurt am Main: Campus.

Knoblauch, Hubert/**Tuma**, René (2011): Videography: An interpretative approach to video-recorded micro-social interaction. In: Margolis, Eric/Pauwels, Luc (Hrsg.): The Sage Handbook of Visual Research Methods. London: Sage.

Kühn, Jan-Michael (2009): Wie entsteht Neues bei der Produktion elektronischer Tanzmusik im Homerecording-Studio? Eine explorative ethnografische Erhebung. Diplomarbeit. Technische Universität Berlin, Institut für Soziologie.

Online verfügbar unter: <http://www.berlin-mitte-institut.de/wie-entsteht-neues-bei-der-produktion-elektronischer-tanzmusik-im-homerecordingstudio/> (11.10.2010)

Maffesoli, Michel (1996): The Time of the Tribes: Decline of Individualism in Mass Society. London: Sage.

Malinowski, Bronislaw (1983): Magie, Wissenschaft und Religion und andere Schriften, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch

Meueller, Christof (1997): Auf Montage im Technoland. In: SPoKK (Hrsg.): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann, S. 243-250.

Online verfügbar unter: <http://www.uni-giessen.de/fb03/vinci/labore/music/meueller.htm> (03.05.2011)

Meyer, Erik (2000): Die Techno-Szene. Ein jugendkulturelles Phänomen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Opladen: Leske + Budrich.

Oester, Kathrin (2007): Fokussierte Ethnografie: Möglichkeiten und Grenzen in der Schulforschung. In: ph-akzente, 2(2007), S. 12-16.

Online verfügbar unter: http://www.phzh.ch/webautor-data/208/koe_phakzente07-2.pdf (03.05.2011)

Otte, Gunnar (2008): Lebensstil und Musikgeschmack. In: Gensch, Gerhart/Stöckler, Eva Maria/Tschmuck, Peter (Hrsg.): Musikrezeption, Musikdistribution und Musikproduktion: Der Wandel des Wertschöpfungsnetzwerks in der Musikwirtschaft. Gütersloh: DUV, S. 25-56.

Rammert, Werner/**Schubert**, Cornelius (Hrsg.) (2006): Technografie: Zur Mikrosoziologie der Technik. Frankfurt am Main: Campus.

Strübing, Jörg (2006): Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografischen Erforschung des Internet. In: Rammert, Werner/Schubert, Cornelius (Hrsg.): Technografie: Zur Mikrosoziologie der Technik. Frankfurt am Main: Campus, S. 247-274. Online als Manuskript verfügbar unter: http://www.uni-tuebingen.de/fileadmin/Uni_Tuebingen/Fakultaeten/Sozial-Verhalten/Institut_fuer_Soziologie/Dokumente/Pdf_Dateien/Struebing/JS_2004_Webnographie.pdf (Stand: 02.05.2011)

Thornton, Sarah (1995): Club Cultures: Music, Media and Subcultural Capital, Cambridge (USA): Blackwell.

Vogelsang, Waldemar (2001): Design-Kultur, Techno'. In: Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen: Leske + Budrich, S. 265-289.

Weber, Max (1985): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr Siebeck, 6. Auflage, S. 146-214.

Willis, Paul E. (1990): Common culture: Symbolic work at play in the everyday cultures of the young. Boulder, CO: Westview Press.

Zum Autor:

Jan-Michael Kühn, Dipl.-Soz., 30, studierte Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung an der TU Berlin und promoviert derzeit über Erwerbsarbeit in der Berliner Techno-Szene. Er legt freiberuflich als DJ in Clubs auf und produziert Web-TV-Sendungen über Strukturen von Techno-Szenen (www.berlin-mitte-institut.de). Seine wissenschaftlichen Interessengebiete liegen in der Wissens-/Kultur- und Musiksoziologie, Individualisierung, Technologisierung und im Postmaterialismus.



© Mircea Marinescu / www.jugendfotos.de

Im Zeichen des Widersprüchlichen.

Eine Soziologie der symbolischen Formung

Rezension zu

Symbolische Formung. Eine Soziologie des Symbols und des Rituals
von Hans-Georg Soeffner. Erschienen 2010 bei Velbrück Wissenschaft,
Weilerswist, 237 Seiten, EUR 24,50.

von Christian Eberlei

Soziale Funktion und Bedeutung der Symbole

Die Symbol- und Ritualsoziologie, die Hans-Georg Soeffner mit seinem Buch „Symbolische Formung“ vorlegt, baut auf viererkenntnistheoretischen bzw. protosoziologischen Grundprämissen auf: (1) die zeichenhafte Konstitution von Intersubjektivität und sozialer Wirklichkeit in der direkten Interaktion nach Charles Horton Cooley und George Herbert Mead, (2) das auf Edmund Husserl zurückgehende Prinzip der Appräsentation und dessen soziologische Rückübersetzung sowie symboltheoretische Erweiterung durch Alfred Schütz, (3) die philosophische Anthropologie nach Helmut Plessner, insbesondere in Bezug auf die Denkfigur der „exzentrischen Positionalität“ und schließlich (4) die Unterscheidung zwischen präsentativem und diskursivem Symbolismus nach Susanne K. Langer, entlang derer Soeffner sich bemüht, die Eigentümlichkeit des Symbols gegenüber dem sprachlichen Zeichenensemble zu verdeutlichen.

Der Autor beschreibt im ersten Kapitel zunächst die zentralen Charakteristika des Symbols, die jene Ausdruckseinheit gegenüber anderen Zeichenformationen auszeichnen. Dabei sei wesentlich, dass das Symbol nicht lediglich ein Zeichen für etwas darstellt, sondern selbst die (soziale) Wirklichkeit präsentiert, wie Soeffner religionssoziologisch betont: „Sie [die Symbole, C.E.] sind hier – gestern wie heute – kein Abbild des Transzendenten, sondern dessen Gegenwart. Das Transzendente lebt in den Symbolen und erhält durch sie sein Leben: Es ist in den Symbolen“ (ebd.: 17). Entscheidend für Symbole wie auch für Rituale ist dem Autor nach das sich darin strukturell ausdrückende Problem der Ambivalenz. Als „widersprüchliche Einheiten“ (ebd.: 35ff.) fungieren sie nicht bloß als Markierungen für Grenzübertritte von der geschlossenen Alltagswelt zu anderen Sinnbereichen und vermitteln nicht einfach zwischen verschiedenen Sektorengrenzen. Sie müssen ebenfalls die Spannung, den Gegensatz und Widerstreit, bedingt durch die Eigenlogiken der jeweiligen Wirklichkeitssphären, aushalten und in einer Sinnfigur vereinen (vgl. ebd.: 64): „Das Symbol [...] vereint also nicht lediglich eine Vielzahl von Begriffen und Bedeutungen, sondern ebenso gegensätzliche Deutungen und Bedeutungen, die zwar zu einer widersprüchlichen Ein-

heit, aber als unmittelbar erscheinenden Einheit zusammengezogen werden: zu einer Art synthetischer Vision a priori“ (ebd.). Soeffner stellt die Bedeutung der Symbole und Rituale vor allem in Abgrenzung zum sprachlichen Zeichensystem heraus, dem es aufgrund seines reflexiven, syntaktischen und kausalen Charakters nicht gelinge, die spezifische Wirkung des Symbols, das Paradox der vermittelten Unmittelbarkeit, in ein diskursiv organisiertes Regelsystem zu überführen (vgl. ebd.: 69): „Wo das Symbol seine eigene Wirklichkeit postuliert, zielt es darauf ab, Begriff, Argument und Reflexion das Recht zu entziehen“ (ebd.: 37).

Das Ritual als Handlungsform des Symbols

Im nächsten Abschnitt wendet sich der Verfasser der Aktionsform des Symbols zu, dem Ritual. Rituale kennzeichnet er „als eine spezifische Verknüpfung von symbolisierten Einzelhandlungen und Gesten in gleich bleibenden, vordisponierten, also intern geordneten Handlungsketten“ (ebd.: 41). Er stellt dabei zentrale Schnittstellen zwischen rituellen Ordnungen und der modernen Wissenschaft in Gestalt des Experiments fest und verweist zum einen auf magisch-rituelle Elemente des wissenschaftlichen Fortschrittsgeistes, aber auch auf das rationale Kalkül des religiösen Rituals (vgl. ebd.: 40-44). Im Rahmen seiner Ritualtheorie bietet Soeffner

ebenfalls eine interaktionstheoretische Erklärung für gesellschaftliche Konformität und Uniformität und somit auch für totalitäre Regime oder rigide Glaubensgemeinschaften an, die sich die Disziplinierungs- und Unterwerfungsmacht des Rituals aneignen: „Je weiter sich ritualisiertes Handeln vom Wechselspiel alltäglicher Interaktion in unmittelbarer Reichweite entfernt, je stärker und uniformer es viele Teilnehmer an eine gemeinsame Handlung bindet, umso weniger lässt es sich vom einzelnen kontrollieren, und umso mehr unterwirft sich der einzelne einem fremden Willen, den er im Mithandeln für den eigenen hält“ (ebd.: 51). Kennzeichnend sei außerdem, dass Präsentation und Repräsentation in rituell agierenden Gemeinschaften oder Gruppen eine Allianz eingehen: Sie sind, was sie repräsentieren und sie repräsentieren sich durch Präsentation (vgl. ebd.: 53). Darauf folgt ein expliziter Praxisbezug der bisher erarbeiteten, theoretischen Konzeption durch die Thematisierung aktueller Problemlagen, der gesellschaftspolitischen Perspektiven innerhalb pluralistischer und moderner Gesellschaften aufzuzeigen versucht (vgl. ebd.: 56ff.). Hier werden die Einrichtung intermediärer Institutionen, das interkulturelle Miteinander sowie die Probleme und Chancen einer heterogenen Gesellschaftsformation zur Debatte gestellt.

Historisch-hermeneutische Analysen verschiedener „Stile des Lebens“

Das nachfolgende Kapitel widmet Soeffner den symbolischen Formungen im Zeichen der „Stile des Lebens“. Im Anschluss an die historische und anthropologische Argumentation Georg Simmels und im Dialog mit Erving Goffman entwirft er ein interaktionstheoretisches Lebensstilkonzept: „Dementsprechend meint Stil nicht die Qualität einer Person, eines Gebrauchs- oder Kunstgegenstandes, eines Textes etc. Es ist vielmehr Produkt sozialer Interaktion, Beobachtung und Interpretation“ (ebd.: 88f.). Der Autor illustriert anhand von drei empirischen Fallbeispielen aus unterschiedlichen historischen Epochen (das britische „Dandytum“ an der Wende zum 18. Jahrhundert, die Wandervogelbewegung an der Wende zum 20. Jahrhundert und Pop-Events an der Wende zum 21. Jahrhundert) den gesellschaftlichen Einfluss der Stile des Lebens, die seiner Meinung nach zu Unrecht als irrelevant oder harmlos für herrschende Gesellschaftsordnungen wahrgenommen werden (vgl. ebd.: 90). Besonders anschaulich und eindrucklich erklärt Soeffner die Unsicherheiten, Paradoxien und Ambivalenzen der Moderne, wenn er in seinem historisch-hermeneutischen Fallvergleich die frühmoderne Wandervogelbewegung mit dem spätmodernen Phänomen des Pop-Events kontrastiert.

Religionssoziologisch motivierte Einzeluntersuchungen

Im Kapitel „Etüden“ werden fünf Einzeluntersuchungen zu den verschiedensten Themenfeldern vorgelegt, die alleamt religionssoziologisch motiviert sind. Im ersten Fall erfährt die Brieftaube als Kollektivsymbol und soziales Organisationskonzept des stark heterogenen Bergmannmilieus aus dem Ruhrgebiet, im Modus eines „Quasi-Totemismus“, ungeahnte soziologische Aufmerksamkeit (vgl. ebd.: 111ff.). Weiter stehen zwei aktuelle Idealgestalten eines „undurchschauten Ritualismus“ (ebd.: 134) moderner Gesellschaften (soziale Bewegungen und Papstreise durch die USA) im Vordergrund. Ganz in der religionssoziologischen Tradition Max Webers stellt Soeffner außerdem die Frage nach der Besonderheit der christlich geprägten Askese in ihrer kontemplativen sowie innerweltlichen Form. Dabei interessiert ihn unter anderem, wie sich die in der westlichen Enthaltsamkeit manifestierte Körper- und Weltverachtung sowie Außeralltäglichkeit gesellschaftlich etablieren konnten (vgl. ebd.: 158ff.). Im nächsten Fall nimmt der Autor Wolfram von Eschenbachs Roman „Parzival“ zum Anlass, entlang der Erkenntniskategorien ‚Alltäglichkeit‘ und ‚Außeralltäglichkeit‘ die alltagspraktische Geltungskraft der Religion für die sozial Handelnden zu betonen (vgl. ebd.: 171ff.). Anhand der Unterscheidung von Religion als kollektive Glaubensvorstel-

lung auf der einen und Religiosität auf der anderen Seite (vgl. ebd.: 174), die im Individuum verankert wird, verweist er abermals auf jenes strukturelle, niemals gänzlich aufzuhebende Spannungsgefüge zwischen Individuum und Gesellschaft. Die strukturell nie erreichbare Gleichförmigkeit werde dabei in der Unfähigkeit des Protagonisten Parzival sichtbar, seine inneren Gedanken nach „außen“, d.h. gesellschaftsadäquat, zu vermitteln (vgl. ebd.: 185). Diese sich abzeichnende Kommunikationsproblematik enthalte zugleich einen Legitimationskonflikt, der auf die Herausbildung eines neuen Typus persönlicher Individualität hindeute (vgl. ebd.: 189).

Die letzte Untersuchung bezieht sich auf einen Bibeltext: „ein symbolischer Subtext der Moses-Legende“ (ebd.: 190). Dieser handelt von der spezifischen Wirkung und Qualität der Symbole. Über die Moses-Legende vermittelt Soeffner die zentrale Schwierigkeit, über erlebte Grenzüberschreitungen zu berichten. Schließlich setze der Moses-Text in einer symbolisch hochgradig verdichteten Darstellung Altes und Neues Testament zueinander in Beziehung und ziehe den stattfindenden Übergang in einem Gesamtbild symbolisch zusammen (vgl. ebd.: 205f.): „Symbole sind somit jenes paradoxe Kommunikationsmittel, das die Grenzen der alltäglichen Kommunikation vermittelt“ (ebd.: 206f.).

Ästhetik als Krisenantwort auf die menschliche Weltoffenheit

Gegen Ende des Werks diskutiert der Autor in einem für ihn typischen Sinne und abermals unter Rückgriff auf phänomenologische und insbesondere anthropologische Erkenntnisse die „Frage nach dem Problem, auf das die Ästhetik eine Antwort ist“ (ebd.: 211). Demgemäß identifiziert Soeffner die Einheitsstiftung der Sinne, die sich nicht automatisch einstelle, sondern immer wieder von neuem hergestellt werden müsse, als zu lösende Problemlage. Das freie Spiel der „Künste“ zeige aber neben dem anthropologisch verursachten Zwang, die Welt und sich selbst ständig mit Sinn zu versehen, auch die grundlegende Zukunftsoffenheit menschlicher Wirklichkeitsformung auf: So seien die in der menschlichen Natur verwurzelte Fähigkeit und Notwendigkeit, ein Verhältnis zu sich selbst einzunehmen und dadurch Distanz gegenüber sich selbst und der sozialen Welt zu gewinnen, der Garant dafür, immer wieder neue Antworten auf die fundamentale Ungewissheit der menschlichen Existenz (im Gegensatz zum Tier) zu entwerfen. (Vgl. ebd.: 211ff.)

Fazit: Grundlegender Beitrag für die theoretische und methodologische Ausrichtung einer sich selbst reflektierenden Soziologie in der Tradition Max Webers

Insgesamt betrachtet handelt es sich um ein sehr anspruchsvolles Werk, das die Leser/innen über ca. 240 Seiten zwar fordert, die komplexe und wissenschaftlich voraussetzungsvolle Thematik jedoch überaus anschaulich vermittelt. Soeffners Symbol- und Ritualsoziologie verharrt nicht im intellektuell abgeschiedenen Raum, sondern punktet durch den klaren alltagspraktischen Bezug. Ihr Urheber stellt auf plausible Weise sowohl das gesellschaftspolitische Potential als auch die Notwendigkeit einer Soziologie der symbolischen Formung heraus. In methodischer Hinsicht lobenswert ist auch seine historisch-hermeneutische Auslegungsarbeit, die durch die möglich werdende Fallkontrastierung der oft geübten Kritik Vor-schub leistet, wonach die wissenssoziologische Hermeneutik aufgrund der Fixierung auf einen einzigen Fall zu einseitig verfare. Das große Verdienst Soeffners besteht vor allem darin, die von Max Weber entworfene und von Alfred Schütz weiterentwickelte „verstehende Soziologie“ um symboltheoretische und hermeneutische Erkenntnisse erweitert und auf dieser Grundlage einen sich selbst hochgradig reflektierenden Wissenschaftsstil etabliert

zu haben, der dem Wandlungspotential und der Dynamik sozialer Wirklichkeit Rechnung trägt. Die Lektüre wird allerdings stellenweise durch mehrfache Wiederholungen ganzer Absätze und Passagen (z.B. S. 64 und S. 202; S. 36f. und S. 113) überfrachtet. Auch die doppeldeutigen und sprachspielerischen Überschriften zeugen von einem inflationären Gebrauch paradoxer Anspielungen, die inhaltlich kaum etwas aussagen (auch wenn dies von dem Urheber aufgrund der Symbolwirkung der Sprache so intendiert ist). In der Folge treten bei den Leser/innen möglicherweise Orientierungsschwierigkeiten auf, die ein mühsames Nachschlagen notwendig machen. Neben der kritischen Auseinandersetzung mit den Theorievertreter/innen der reflexiven Moderne oder Postmoderne vermeidet der Autor weitestgehend die Einbindung oder Abgrenzung von anderen Traditionslinien der Soziologie und deren zeitgenössischen Hauptvertreter/innen. Insbesondere eine kritische Beschäftigung mit den soziologischen Arbeiten Pierre Bourdieu (vgl. 1974, 1992, 1998, 1999) würde sich hier geradezu anbieten. Ebenso wünschenswert wäre es, angesichts seiner enormen philosophischen „Vorleistungen“ auf dem Gebiet der symbolischen Formung, Ernst Cassirers diesbezügliche Ausführungen stärker zu berücksichtigen (vgl. auch Magerski 2005). Weitere Anschlussstellen, gerade mit Blick auf die Eigenschaften des Symbols und

die phänomenologische Erforschung von „Sinnesschwellen“, finden sich vor allem in den Arbeiten von Bernhard Waldenfels (1999), der jedoch nicht zur Sprache kommt. Angesichts der hohen Bedeutsamkeit der Appräsentationsbeziehung des Symbols für die vorgestellte Soziologie der symbolischen Formung müsste zudem das „magische Moment“ der Herstellung „transzendentaler Intersubjektivität“ (Soeffner 2010: 27), d.h. also der entscheidende Vorgang, in dem über die Appräsentationsleistung ein überindividueller Erfahrungshorizont konstituiert wird, einen breiteren Raum einnehmen.

Dennoch bleibt das von Soeffner aus mehreren Einzelstudien zusammengestellte Werk ein wichtiger und grundlegender Beitrag für den Untersuchungsgegenstand der Soziologie, thematisiert es doch anhand verschiedener Fallbeispiele leitmotivisch das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und fördert dabei innovative sowie alternative Erkenntnisse über das Selbstverständnis moderner Gesellschaften zutage. Zudem eröffnet der Beitrag Perspektiven für eine aussichtsreiche Wissenschaftshaltung, die ihre eigenen, anthropologisch fundierten wie soziohistorischen Grundlagen reflektiert und auch über diesen Weg den Dialog mit der Philosophie neu zu beleben vermag.

Literaturverzeichnis:

- Bourdieu*, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu*, Pierre (1992): Rede und Antwort. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu*, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu*, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Magerski*, Christine (2005): Die Wirkungsmacht des Symbolischen. Von Cassirers Philosophie der symbolischen Formen zu Bourdieus Soziologie der symbolischen Formen. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 34, Heft 2, S. 112-127.
- Soeffner*, Hans-Georg (2010): Symbolische Formung. Eine Soziologie des Symbols und des Rituals. Weilerswist: Velbrück.
- Waldenfels*, Bernhard (1999): Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden. Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zum Autor:

Christian Eberlei, 26, schloss im Oktober 2010 sein Master-Studium der Soziologie an der Universität Konstanz ab. Er ist Redaktionsmitglied des SSM und absolviert derzeit ein Praktikum in einem großen Verlagshaus und begleitet wissenschaftlich die Qualitätsdokumentation einer Berufsfachschule. Seine Interessenschwerpunkte liegen in den Bereichen der Wissens- und Professionssoziologie, der philosophischen Grundlegung der Soziologie und der qualitativen Sozialforschung.

Vorzugspreise für Studierende

Für unsere soziologischen Zeitschriften gelten für Studierende (gegen Vorlage des Studiausweises) erheblich vergünstigte Abonnementspreise:

	Hefte pro Jahr	Jahresaboppreis für Studierende (+ Versandkosten)
Analyse & Kritik Zeitschrift für Sozialtheorie	2	€ 42,-
Arbeit Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik	4	€ 46,-
Erwägen Wissen Ethik Streitforum für Erwägungskultur	4	€ 57,-
Feministische Studien Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung	2	€ 22,-
Neue Soziale Bewegungen	4	€ 30,-
Soziale Systeme Zeitschrift für soziologische Theorie	2	€ 36,-
Sozialer Sinn Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung	2	€ 49,50
Sozialwissenschaften und Berufspraxis	2	€ 45,-
Sport und Gesellschaft Zeitschrift für Sportsoziologie, -philosophie, -ökonomie, -geschichte	3	€ 39,-
Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen	4	€ 49,-
Zeitschrift für Rechtssoziologie	2	€ 43,-
Zeitschrift für Sozialreform	4	€ 60,-
Zeitschrift für Soziologie	6	€ 43,-
Zeitschrift für Tourismuswissenschaft	2	€ 35,-

et LUCIUS
LUCIUS



Stuttgart

Lucius & Lucius Verlagsges. mbH · Gerokstr. 51 · 70184 Stuttgart · Tel. +49-(0)711-242060 · info@luciusverlag.com

www.luciusverlag.com



© Ivi/PIXELIO (bearbeitet)

FreiRaum Zukunft?

Rezension zu Zukunftswissen

Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900,

herausgegeben von Heinrich Hartmann und Jakob Vogel. Erschienen 2010
im Campus-Verlag, Frankfurt am Main/New York, 303 Seiten, EUR 29,90.

von Anja Jahnel

Wirtschaft

Das „Unbekanntsein der Zukunft“ (Luhmann 1997: 998) gilt als eine unumstößliche Erkenntnis der Moderne, und doch möchte eine große Zahl seriöser WissenschaftlerInnen glauben machen, sie wüssten, was die Zukunft bringt. Die Angst und Euphorie dieser positivistischen Zukunftsforschung wird, besonders seit der linguistischen Wende, von einer dekonstruierenden Kritik begleitet. In dieser epistemologischen Tradition präsentiert sich auch der Sammelband Zukunftswissen, der mit einem Querschnitt durch diverse historische Entwicklungslinien der Prognostik und einem erfrischenden Blick auf die kulturelle Anwendung des Zukunftsbegriffs aufwartet. Die Herausgeber Heinrich Hartmann und Jakob Vogel identifizieren zu Beginn drei maßgebliche Entwicklungsphasen neuzeitlicher Prognostik, die durch Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit angestoßen wurden: Die statistische Revolution, die Modernisierung und Rationalisierung vorantreibenden Weltkriege und die von Ausdifferenzierung und Technisierung gekennzeichnete Nachkriegszeit modellierten wissenschaftliche Vorhersagen bis in ihre heutige Form hinein. Der Band lokalisiert die komplexen Wechselwirkungen zwischen Zukunftswissen und Gegenwartshandeln in einer selbstpostulierten Wissensgesellschaft. Dabei werden auch nahezu sakrosankte Thesen, wie die Verwissenschaftlichung der Politik im späten 20. Jahrhundert, auf den Prüfstand gestellt.

Solidarische Umverteilung scheint seit dem Aufkommen der sozialen Frage mithin die edelste Aufgabe des Staates zu sein. Martin Lengwiler zeigt, dass dieser soziale Frieden per quantitativem Risikokalkül hergestellt werden sollte. Jedoch rief die komplexe Berechnungsgrundlage eine Spaltung zwischen krisenhaftem Binnendiskurs der beauftragten ExpertInnen und ihrer äußeren Perzeption hervor: Waren sich Versicherungsmathematiker selbst der Willkür gerade nicht-stochastischer Einflussfaktoren (z.B. konjunktureller Schwankungen) bewusst, bewirkte das staatliche Bedürfnis nach Planungssicherheit eine Prestigesteigerung des Fachgebiets. Nicht zuletzt sollte die Wirtschaftlichkeit der Staatsfinanzen gewahrt bleiben. Diese Staatsraison beförderte dann ebenso den Status der Ökonomie allgemein und der Ökonometrie im Besonderen. Alexander Nützenadel beschreibt die Etablierung spezialisierter und vernetzter, außeruniversitärer Forschungseinrichtungen, die den Kurs empirischer Wirtschaftsforschung innerhalb des akademischen Fachs nachhaltig prägten und die Installation der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung unterstützten. Die Profiteure dieser Entwicklung konzentrierten sich jedoch nicht ausschließlich auf Konjunkturvorhersagen, wie Elke Seefried

am Beispiel der Forschungseinrichtung Prognos AG verdeutlicht. Gerade die wirtschaftlichen Krisen der 70er Jahre erschütterten die methodischen und methodologischen Gewissheiten zumindest soweit, als dass das Institut die Vorhersagereichweite seiner Forschungstätigkeit relativierte bzw. sich auf weitere Themenfelder, wie die Demografie, spezialisierte.

Demografie

Der (teilweise für mehrere Jahrzehnte vorhergesagte!) demografische Wandel zieht aktuell allerlei Konsequenzen und Ansprüche nach sich: Er verursache Fachkräftemangel, fordere Gleichstellung und die Integration schon vergebessener EinwandererInnen. Eva Barlösius analysiert sehr eingängig die grafischen Darstellungen dieser Bevölkerungsstatistik und verdeutlicht, dass die nicht explizierte Wertung in demografischen Abbildern auch sozial unverträgliche Interventionen des Staates nahezu unangreifbar erscheinen lässt. Das staatliche Interesse gilt jedoch nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität der Bevölkerung: Mit der Einführung der Wehrpflicht war es möglich geworden, in der Militärstatistik einen Spiegel für die Gesamtbevölkerung zu sehen (Heinrich Hartmann). Musterrungsdaten regten auf diese Weise biologische Prognosen, mithin die Rassenforschung, an. Dabei waren die abgefragten Merkmale selbst Angelpunkt strittiger Aushandlungen, deren Ergeb-

nis eine Kodierung militärisch-nationalistischer Motive im demografischen Diskurs war. Vor diesem Hintergrund erscheint auch die Kategorienbildung des Zensus 2011 in einem neuen, zweifelhaften Licht. Dies wirft unter anderem die Fragen auf, wozu etwa ein säkularer Staat Daten zur Religionszugehörigkeit (etwa zum Islam) seiner Bevölkerung sammelt und welche politischen Maßnahmen auf welche Weise damit begründet werden sollen. Ursula Ferdinands Beitrag unterstreicht abermals, dass die Etablierung der Demografieforschung auch durch zivile AkteurInnen angeregt wurde. Beispielsweise setzte sich der nach England ausgewanderte Statistiker Robert Kuczynski für eine Erfassung der Fertilitätsrate ein. Nachdem sein Anliegen erst kein Gehör fand, gelang es ihm durch die Beschwörung einer krisenhaften Zukunft, Eingang in den politischen Prozess zu finden, um der Demografie (und sich selbst) Priorität einzuräumen.

Naturwissenschaft

Ähnliche Legitimität wie demografische Krisenszenarien erreichten ökologische Vorhersagen des Niedergangs der Erde (Frank Uekötter). Apokalyptische Zukunftsängste erreichten die deutsche Öffentlichkeit in den 80er Jahren aus dem internationalen Diskurs und gaben damit der inländischen Umweltbewegung nachhaltigen Auftrieb. Erst durch die Verschränkung mit der Pro-

gnostik innerhalb einer aufgebrauchten Diskussion verleibte sich die Bewegung eigene (Untergangs-) ExpertInnen ein. Die daraus erwachsene Grüne Politik ist nunmehr Nutznießerin und Produkt dieser Synthese. Deren propagierter anthropogener Klimawandel zieht seine Glaubwürdigkeit aus einem weitgehend naturwissenschaftlich-deterministischen Anspruch. Gabriele Gramelsberger beleuchtet anschaulich die Herausbildung und Evolution von quantitativen Modellen, die mit Hilfe von Computern Extrapolationen für das äußerst komplexe Klimasystem liefern. Jedoch bleiben dabei gerade gesellschaftliche Einflussfaktoren weitgehend spekulativ. Das Gespenst der Erderwärmung ist damit an eine bestimmte Auswahl von Voraussetzungen gebunden (Szenario, s.u.), deren Erfüllung noch keinesfalls als sicher gilt. Obgleich computer-gestützte quantitative Verfahren häufig Prognosen legitimieren, verweisen Andreas Malycha und Ulrike Thomas in einem BRD/DDR-Vergleich der zukünftigen Entwicklung der „life sciences“ auf Konsequenzen, die sich auch aus qualitativ erstellten Vorhersagen ergeben können. Ähnlich den Ambitionen der Exzellenzinitiative sollten in der DDR strukturelle Reformen und die Förderung von großen Forschungsclustern zu mehr Innovation führen. Da aber Prognosen eher als Programm (anstatt diffuser Orientierung) aufgefasst wurden, kam es zu einer Fortschrittsblockade der

„life sciences“ durch die Wissenschaftsplanung selbst.

Stadt und Verkehr

Annett Steinführer sensibilisiert die LeserInnen am Beispiel „Stadt“ für drei Lesarten von Zukunftswissen: Einerseits bilden Utopien noch einen sicher eintretenden Zukunftshorizont und damit den Fluchtpunkt für konkrete Planung, während Prognosen lediglich eine wahrscheinliche Zukunft darstellen. Jedoch bleiben auch letztere nicht frei von utopischen Implikationen, sofern sie als unumstößlich gehandelt werden. Andererseits stellen Szenarien Hybride aus unterschiedlichen Fachrichtungen dar, die eventuelle Varianten der Zukunft auch unter Bezug auf zunächst insignifikant erscheinende Einflussfaktoren aufzeigen. Nichtsdestotrotz verschwimmen die Grenzen zwischen den Lesarten durch willkürlichen Einsatz. Annette Schlimm betrachtet die Handlungsstrategien von VerkehrswissenschaftlerInnen, welchen es gelang, Prognosen zeitweise als Steuerungsinstrument zu nutzen. Durch die krisenhafte Interpretation fortschreitender Modernisierungsprozesse legitimierten sie konservative Handlungsstrategien und damit ihre eigenen ExpertInnenstatus.

Kultur

Anne Seitz analysiert die Darstellung von Zukunftswissen in der fiktiven Literatur aus dem fin de siècle an drei ausge-

wählten Beispielen: Will Emile Zola die hypothetischen Möglichkeiten des sozialen Zusammenspiels ausloten, schreibt H.G. Wells gegenwärtige Entwicklungen fort, deren totalitärer Charakter das Leben seiner Figuren bestimmt. Ludwig Dexheimers Zukunftsvisionen verstehen sich als narrative Form wissenschaftlicher Erkenntnisse. In diesem Sinne legitimiert prognostische Literatur den gesellschaftlichen Status von Wissenschaft und erweist sich als effektives Verbreitungsmittel von Zukunftswissen. Wie Stefan Willer aufzeigt, kann Kultur auch als rückbindendes Element betrachtet werden: Die Futurisierung des Generationenbegriffs ermöglichte seit Beginn der Neuzeit das Aufbrechen bestehender Machtstrukturen. Begriffe wie „kulturelles Erbe“ (UNESCO), „Generationengerechtigkeit“ oder auch „Nachhaltigkeit“ verstehen sich im Vergleich als die Konservierung derzeitiger oder vergangener Verhältnisse, die es vor zukünftigen Umbrüchen abzuschirmen gilt. Entwicklungschancen

Der Sammelband erweist sich als eingängige Übersicht über prognostische Tätigkeitsfelder, verliert jedoch aufgrund dieser Fragmentierung auch an Tiefe. Nichtsdestotrotz wird die Aktualität des Buches dank des akuten Versagens prognostischer Praxis nicht beeinträchtigt – man denke nur an die nicht vorhergesagte Weltwirtschaftskrise.

Ein stärkeres Involvieren kritischer Beobachtungen in den Zukunftsdiskurs, so wie es sich etwa Petra Overath bereits in ihrer Besprechung der dem Band vorausgegangenen Tagung wünschte, scheint daher sicher legitim (vgl. Overath 2008). Die erstmalige Einrichtung eines Studiengangs zur Zukunftsforschung an der FU Berlin im Jahr 2010, sowie lediglich beobachtbare „ad hoc“-Kritik von Medien und Politik weisen dennoch auf eine kontinuierlich dichotome Entwicklung hin: ein ständiges Nebeneinander von öffentlichkeitswirksamer Zukunftsforschung und Kritik, welche weitgehend im wissenschaftlichen Feld verbleibt. Was kaum verwundern dürfte, explizieren doch viele Beiträge des Buches die große Wirkmächtigkeit des Zukunftswissens als Machtmittel, dessen Aufschlüsselung ihren ProfiteurInnen unangenehm aufstoßen könnte. Jedoch sollte dies studentische LeserInnen keinesfalls davon abhalten, diesen reichhaltigen Sammelband zur Hand zu nehmen – allein schon, um die eigenen Zukunftsängste zu relativieren.

Literaturverzeichnis:

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Overath, Petra (2008): Bericht zur Tagung „Prognosen: Zukunftswissen und Expertise in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.“ H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. April, 2008.

Online verfügbar: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=27829> (21.04.2011)

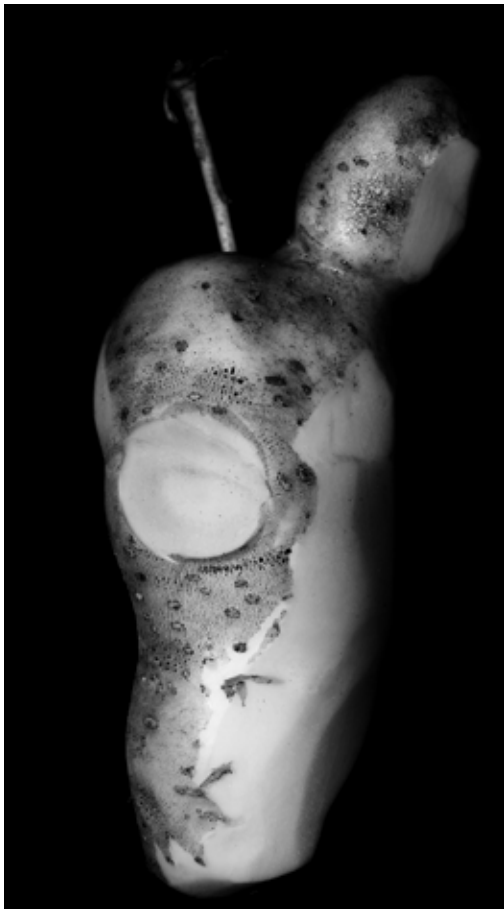
Zur Autorin:

Anja Jahnel, 23, studiert Sozialwissenschaften und Philosophie im 8. Fachsemester an der Universität Leipzig. Ihre Interessengebiete liegen im Bereich der Wirtschafts- und Politischen Soziologie.

Nahrung zwischen Dioxin und Distinktion

Ein Einblick in die Soziologie
des Essens

von Stephanie Baum



© Malika Hagemann / www.jugendfotos.de

Motive für die theoretische Vernachlässigung einer Soziologie des Essens

Lange Zeit galt die Betrachtung von alltäglichen Phänomenen als der Soziologie unwürdig. Hans-Werner Prahl und Monika Setzwein zufolge ist in dieser Haltung auch der Grund dafür zu sehen, dass Fragen der Ernährung kaum auf die Agenda soziologischer Forschung gelangten. Zudem wird das Thema „Ernährung“ allzu oft mit der als weiblich konnotierten Sphäre des Haushalts in Verbindung gebracht (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 19). Wegen des engen Körperbezugs der Komplexe „Essen“ und „Ernährung“ und der daraus rührenden Beziehung zu biologischen Vorgängen (z.B. zur Verdauung) werden in der Diskussion schnell Peinlichkeitsschwellen erreicht (vgl. Rath 1997: 243).

Ernährung ist aber an den Grenzen des natürlich Notwendigen einerseits, und des sozial Konstruierten andererseits zu verorten. Verzehrerbote wie das Schweinefleischtabu in bestimmten Kulturen machen deutlich, dass wir keineswegs ausschließlich durch natürliche Schranken davon abgehalten werden, bestimmte Lebensmittel zu konsumieren (vgl. de Certeau/Giard 2008: 75). Natur und Kultur greifen, wenn es um Fragen der Ernährung geht, sehr eng in einander. Den Übergang der Nahrung von einem Zustand des Rohen und natürlichen in einen Zustand des Gekochten, Kulturellen markiert der Vorgang

Trotz gefühlter Steigerung von Lebensmittelskandalen in den letzten Jahren und eines enormen Booms medial aufbereiteter Kochereignisse galt die Beschäftigung mit Ernährung lange Zeit als Randthema innerhalb der Soziologie (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 18). Erst in den letzten Jahren wurden zunehmend auch Beiträge aus den Sozialwissenschaften geleistet. Von einer programmatischen Betrachtung kann aber immer noch nicht die Rede sein (vgl. Setzwein 2004: 20). Dieser Beitrag möchte einen kurzen Einblick in die Thematik und bisherige ernährungssoziologische Fragestellungen geben, um im Anschluss auf die Möglichkeiten zur Weiterentwicklung durch eine verstärkte Theoriebildung innerhalb dieses Feldes zu verweisen.

des Kochens (vgl. Lévi-Strauss 2008: 37).

Natur und Kultur sind folglich zwei Sphären-Begriffe, die im Zusammenhang mit der Ernährung immer wieder auftauchen und sich wechselseitig auf einander beziehen (vgl. Wierlacher/Neumann/Teuteberg 1993). Zwar kann man kaum leugnen, dass es sich beim Essen-Müssen um ein grundlegendes natürliches Bedürfnis des Menschen handelt, jedoch ist es trotzdem grundsätzlich sozial ausgerichtet und kulturell geformt, wie die Soziologin Eva Barlösius konstatiert:

„Richtig oder verkehrt, gesund oder ungesund, naturgemäß oder unnatürlich sind kulturelle Festlegungen, die den biologischen Anforderungen immer nur näherungsweise entsprechen, aber nie unmittelbar auf die Naturgebundenheit reagieren“ (Barlösius 1999: 37).

Die Alltags-, Weiblichkeits- und Körperbezüge können auch erklären, warum sich kaum so genannte „Klassiker“ der Soziologie schwerpunktmäßig dieses Themas angenommen haben. Zwar setzten Karl Marx und Friedrich Engels Ernährung in Bezug zur Lage der arbeitenden Klassen und stellten die zentrale Bedeutung der Nahrung für die herrschenden Verhältnisse heraus (vgl. Pahl/Setzwein 1999: 20). Für sie fungierte Nahrung aber immer lediglich als Indikator für etwas anderes. Ähnliches

gilt für Max Weber, der sich eher nur am Rande mit Agrargeschichte beschäftigte (vgl. Weber 1993), oder für Emile Durkheim und Herbert Spencer, die sich der religiösen Funktion der Ernährung widmeten (vgl. Pahl/Setzwein 1999: 20).

Die Entdeckung des Essens durch die Soziologie

Den ersten grundlegenden Text über die Mahlzeit und ihre soziale Funktion verfasste schließlich Georg Simmel im Jahre 1910:

„[V]on allem nun, was den Menschen gemeinsam ist, ist das Gemeinsame: daß sie essen und trinken müssen. Und gerade dieses ist eigentümlicherweise das Egoistischste, am unbedingtesten und unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte: [...] was der einzelne ißt, kann unter keinen Umständen ein anderer essen“ (Simmel 2011: 1).

Auch in Norbert Elias' figurationssoziologischer Perspektiver wird Ernährung nicht mehr nur auf ihre instrumentelle Funktion hin untersucht. In seinen erstmals 1939 erschienenen Überlegungen „über das Verhalten beim Essen“ zeigt er auf, wie sich die Verfeinerung der Esssitte vollzieht. (Vgl. Elias 1997)

Es ist aber Barlösius, die erstmalig grundlegende Themenfelder einer Soziologie des Essens formuliert. Sie beschäftigt sich unter anderem mit der Mahlzeit als sozialer Institution, die die

physische Notwendigkeit zum Essen mit der beim Essen stattfindenden sozialen Kontrolle verknüpft. (Vgl. Barlösius 1999: 168f.)

Neben frühen funktionalistischen Ansätzen, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wie sich soziale Strukturen im Essen ausdrücken, sind es vor allem strukturalistische Theorien, die sich der Ernährung widmen. Mary Douglas und Claude Lévi-Strauss betonen den Zeichencharakter der Nahrung, den es zu entschlüsseln gilt (vgl. Mennell/Murcott/van Otterloo 1992: 7ff.). Hinzu kommen später auch interaktionistisch orientierte Zugänge, die Ernährung als Prozess von gegenseitig auf einander bezogenen Handlungen betrachten (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 23).

Otto Bayer, Thomas Kutsch und Heinz Peter Ohly schlagen vor, eine Untersuchung der Ernährung entlang von mikro- und makrosoziologischen Grundbegriffen vorzunehmen (Bayer/Kutsch/Ohly 1999: 116ff.). Bei der akteurszentrierten Untersuchung sozialer Beziehungen zwischen Personen und Gruppen liegt der Fokus auf Werten und Normen, Konformität und Abweichung, sozialen Rollen, sozialen Gruppen und Sozialisation. Mit der Ernährung im Fokus kann man mikrosoziologisch beispielsweise die Familie und Peer Group als Sozialisationsinstanzen untersuchen (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 126) und fragen, welche Rolle sie bei der Konst-

ruktion verschiedener Identitäten einnehmen (vgl. Zingerle 1997: 80).

Aus makrosoziologischer Perspektive stehen die Entwicklung und Veränderung der Ernährung als soziale Institution, ihre Rolle in sozialen Systemen, ihre Veränderung im Rahmen von sozialem Wandel und sozialen Ungleichheiten im Mittelpunkt der Forschungen. So betonte beispielsweise Pierre Bourdieu, dass der Nahrungskonsum der Manifestation kollektiv geteilter Werte und Bedeutungen diene. Deshalb sei der soziale Geschmack am deutlichsten in der Küche zu erkennen. Ob exotische oder traditionelle, aufwändige oder eher bodenständige Gerichte bevorzugt werden, sei demzufolge nicht nur eine Frage des persönlichen Geschmacks, sondern weise auch Integrations- und Distinktionsfunktionen innerhalb der Gesellschaft auf. Am Kochverhalten könne man erkennen, welchem sozialen Milieu sich der Koch oder die Köchin zugehörig fühle. (Vgl. Bourdieu 1987)

Die Notwendigkeit einer theoriebildenden Soziologie des Essens

Aktuelle Ereignisse wie etwa der Dioxinskandal zeigen nicht nur den hohen Aufmerksamkeitswert von Ernährungsthemen für die Öffentlichkeit, sondern bieten auch analytische Leerstellen, die viel Raum für soziologische Erklärungen offenlassen – wenn sie nicht sogar eine soziologische Er-

klärung erfordern. Thomas Kleinspehn etwa interpretiert den „Skandal“ dahingehend, dass in der Moderne eine Entfremdung von natürlichen, körperlichen Aspekten der Ernährung stattgefunden habe, die sich mit vielen Beispielen aus der industriellen Nahrungsmittelproduktion belegen lasse (Thüringer Allgemeine 2011, Kleinspehn 1987). Dies kann auch als Folge der zunehmenden Technisierung der Gesellschaft gelesen werden, in der die Küche heute mehr die Aufgabe einer „filling station“ (Ritzer 2001: 39) einnimmt, als jene eines Ortes des Kochens. Ernährungsversorgung wird immer mehr in den Außer-Haus-Bereich ausgelagert und der industriellen Logik folgend rationalisiert und standardisiert (vgl. ebd.: 162). Soziologische Untersuchungen müssen Ursachen, Formen, Funktionen und gesellschaftliche Bestimmgrößen der Ernährung in den Blick nehmen (vgl. Setzwein 2004: 361). Die AutorInnen Prahl und Setzwein verorten darunter die gesellschaftlichen Differenzierungen verschiedener Kosttypen sowie Ernährungsgewohnheiten, Konsum- und Lebensstilen (vgl. Leonhäuser et al. 2009), Prozesse der sozialen Kodierung von Körpern und ihre Auswirkungen auf Vorstellungen und Praktiken der Ernährung (vgl. Adams 2010). Auch die Bestimmung von ‚Normalität‘ und ‚Abweichung‘ im Ernährungsverhalten sowie daraus resultierende Essstörungen und Erkrankungen sind zent-

rale Themenfelder (vgl. etwa Counihan 1998). Auswirkungen von Macht, Herrschaft und Gewalt (vgl. Bourdieu 1987), von Veränderungen in den Formen des Arbeitens, der Produktion, der Techniken oder der Wirtschaftssysteme (vgl. Cowan 1983 sowie Goody 1982) können ebenfalls im Zentrum eines soziologischen Blicks auf die Ernährung stehen (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 24).

Eine vermehrt theoriegeleitete Analyse dieses Themenfeldes wäre jedoch unbedingt notwendig und wird bis heute nur unzureichend verfolgt. Die empirische Erforschung des Ernährungsverhaltens scheitert gerade oft daran, dass sie – quasi als sozialwissenschaftlich verlängerter Arm der Naturwissenschaften – über die rein deskriptive Ebene nicht hinauskommt und ihr analytisches Potenzial nur unzureichend ausschöpft (vgl. ebd.: 268).

Neuere theoriegeleitete Ansätze entstammen deshalb nicht ganz zufällig dem Bereich der Gender Studies (etwa Setzwein 2004). Zum anderen halten systemtheoretische Zugänge durchaus einige Reserven für eine systematische ernährungssoziologische Theoriebildung bereit (z.B. Kofahl 2010). Auch könnte es sich als durchaus lohnenswert erweisen, den Fokus vermehrt auf Motiv- und Einstellungsstrukturen des Ernährungshandelns zu lenken, um am

Ende mehr Licht in ein uns alle täglich betreffendes und oft unbewusst ablaufendes Geschehen zu bringen.

Literaturverzeichnis:

Adams, Carol (2010). *The sexual politics of meat: A feminist-vegetarian critical theory*. New York: Continuum, 3. Auflage.

Barlösius, Eva (1999): *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*. Weinheim/München: Juventa.

Bayer, Otto/**Kutsch**, Thomas/**Ohly**, Heinz Peter (1999): *Ernährung und Gesellschaft. Forschungsstand und Problembereich*. Opladen: Leske und Budrich.

Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 20. Auflage.

Counihan, Carole (1998): *What does it mean to be Fat, Thin, and Female in the United States*. In: Counihan, Carole/Kaplan, Steven L. (Hrsg.): *Food and Gender: Identity and Power*. New York: Routledge, S. 154-171.

de Certeau, Michel/**Giard**, Luce (2008): *The Nourishing Arts*. In: Counihan, Carole/van Esterik, Penny (Hrsg.): *Food and Culture: A Reader*. New York: Routledge, 2. Auflage, S. 67-77.

Elias, Norbert (1997): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 26. Auflage.

Goody, Jack (1982): *Cooking, cuisine and class: A study in comparative sociology*. Cambridge (UK): Cambridge University Press, 6. Auflage.

Kleinspehn, Thomas (1987): *Warum sind wir so unersättlich?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kofahl, Daniel (2010): *Geschmacksfrage. Zur sozialen Konstruktion des Kulinarischen*. Berlin: Kadmos.

Leönhäuser, Ingrid-Ute et al. (2009): *Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum*. Wiesbaden: VS.

Lévi-Strauss, Claude (2008): *The Culinary Triangle*. In: Counihan, Carole/van Esterik, Penny (Hrsg.): *Food and Culture: A Reader*. New York, London: Routledge, 2. Auflage, S. 36-43.

Mennell, Stephen/Murcott, Anne/van Otterloo, Anneke (1992): *Introduction: Significance and Theoretical Orientations*. In: *Current Sociology*, Jg. 40, H. 2, S. 1-19.

Prahl, Hans-Werner/Setzwein, Monika (1999): *Soziologie der Ernährung*. Opladen: Leske und Budrich.

Rath, Claus-Dieter (1997): *Nahrung*. In: Wulf, Christoph (Hrsg.): *Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie*. Weinheim/Basel: Beltz, S. 243-258.

Ritzer, George (2001): *Explorations in the Sociology of Consumption. Fast Food, Credit Cards and Casinos*. Gateshead: Athenaeum Press.

Setzwein, Monika (2004): *Ernährung - Körper - Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS.

Simmel, Georg (2011): *Soziologie der Mahlzeit*. In: *Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt*. Ausgabe 41 (1910), S. 1-2.

Onlineresource: <http://socio.ch/sim/verschiedenes/1910/mahlzeit.htm> (02.02.2011)

Thüringer Allgemeine (2011): *Soziologie Kleinspehn: „Entfremdung von unserer Ernährung“* (05.02.2011).

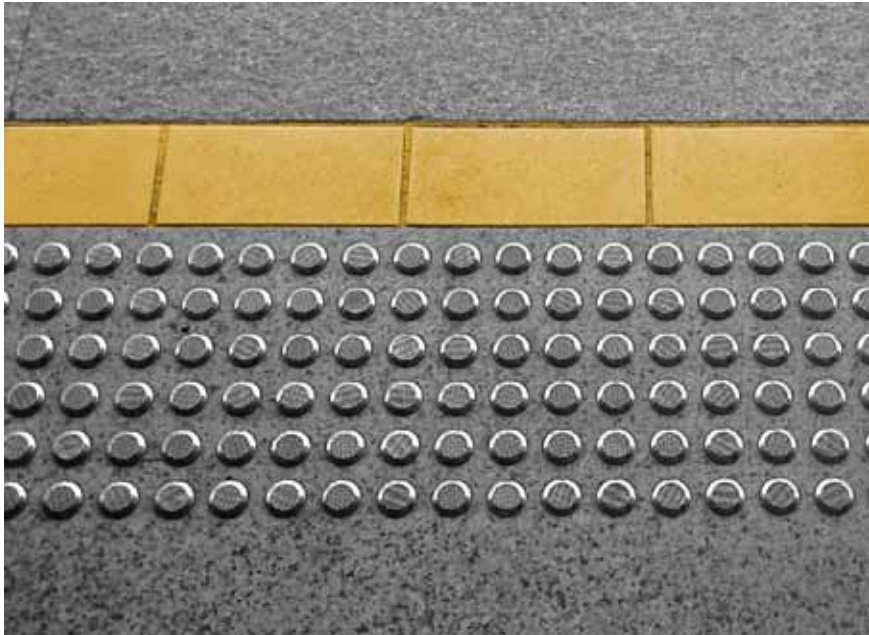
Weber, Max (1993): *Agrarverhältnisse im Altertum*. In: *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*. Band 1, Jena: Fischer, 3. Auflage, S. 52-188.

Wierlacher, Alois/**Neumann**, Gerhard/**Teuteberg**, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*. Berlin: Akademie Verlag, 1. Auflage.

Zingerle, Arnold (1997): *Identitätsbildung bei Tische. Theoretische Vorüberlegungen aus kultursoziologischer Sicht*. In: Teuteberg, Hans-Jürgen/Neumann, Gerhard/Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 69-86.

Zur Autorin:

Stephanie Baum, 25, studiert Soziologie und Politische Wissenschaft (Master) an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Ihre wissenschaftlichen Interessensgebiete liegen in der Ernährungssoziologie, im Bereich der sozialen Ungleichheiten, Bildungssoziologie sowie Gender Studies.



©Jeremy Foo - CCBY 2.0/ flickr (bearbeitet)

Everybody will have an impairment

Interview with Prof. Nick Watson, Director of the Strathclyde
Centre for Disability Research, University of Glasgow

Conducted on March 3rd 2011, by Elisabeth Badenhoop

B: What is the tradition of sociology in Glasgow? How come there is such a strong Marxist and feminist influence in the department?

W: There is a long tradition of the sociology department in Glasgow since its emergence from the politics department in the 1960s. In this tradition there is an element of materialism if we think for example of Bob Miles' (Robert Miles, E.B.) work on racism, John Eldridge's work on the media, Bridget Fowler's work on cultural theory and David Evans' work on sexuality. But there is also, to a lesser extent, a poststructuralist element with Howard Ferguson's work on phenomenology and David Frisbee's work on Simmel.

Compared to French sociology we are much more materialist. Bruno Latour for instance was very critical of our, what he saw as, British empiricism during a seminar a couple of years ago. But as a department, there is a strong feminist and materialist understanding with teachers such as Bridget Fowler, Satnam Virdee and Andrew Smith.

B: How does this resonate to the rest of British sociology, is the Glasgow tradition in any way representative?

W: Glasgow is much like many other departments, we all have our own little differences but we are generally like the rest.

B: Please tell us about the relationship of sociology and Disability Studies. How well integrated are Disability Studies in sociology here in Glasgow?

W: The history of this centre started from a bequest. The university was given a large sum of money to set up this centre in the late 1990s. It was originally a stand-alone centre, and then became re-organised in the department of sociology when I started here in 2004. Disability Studies are integrated in sociology only now but in the past and until recently they were separate. In contrast to other equality groups such as gender, ethnicity and sexual orientation, they are not as embedded within the mainstream sociology. Take for example Judith Butler, who would describe people of colour, gender, and different sexuality but not mention disability. Disability is not described in the same way. So part of the role of this centre has been to try and mainstream disability within sociology and I still think there are some of my colleagues who do not consider disability as much of an equality issue.

B: Anne Waldschmidt is one of the pioneer Disability Studies writers in Germany and now holds the first chair of "Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies" at the University of Köln, which she created herself in 2009. Waldschmidt (2010) recently stated in an interview that Disability Studies

in Germany have still a rather marginal status nowadays and are mainly situated in special education. How well established are Disability Studies in the UK nowadays?

W: I think Disability Studies here in the UK have grown out of their original marginal status in special education. Some influential people in the UK disability movement, Len Barton for example, still have this background of special education. But there is also a whole group of Disability Studies writers who came out of special education and argue against it, such as Sheila Riddell and Michele Moore. In contrast to the other European countries, the U.K. and U.S. Disability Studies have emerged through an activist movement and network. My reading of German Disability Studies might be wrong but my impression is that although their protagonists are politically engaged, they come from an academic background.

B: So how did Disability Studies emerge in the UK?

W: Admittedly, this is not a nuanced history but a crude history. It all emerged in the 1970s, when an organisation called the Union of Physically Impaired Against Segregation (UPIAS) published the Fundamental Principles of Disability in 1976 around which a group of activists formed and used the idea to de-

velop what became known as the 'social model' of disability. Vic Finkelstein was very influential in that. He was an academic who started the Open University course on disabled people's handicaps in the community. Finkelstein started publishing his work (cf. Finkelstein 1980). And then Mike Oliver, another disabled academic who did his Ph.D. in sociology in London, coined the term 'social model' in his book called *Social work with Disabled People* (Oliver 1983). More academics became involved such as Len Barton and Colin Barnes from Leeds, another Ph.D. student in sociology who, in the 'Cabbage Syndrome', did an ethnography of young people in a day centre (Barnes 1990). Writers such as Jenny Morris and Liz Crow brought in a feminist perspective in Disability Studies. Around all these people a group emerged.

Len Barton and Mike Oliver for example started to organise a series of seminars from the early 1990s which grew larger jumping from 20 participants in the first seminar to over 400 in last year's meeting of what is now known as the Disability Studies Association in Lancaster. This has coincided with several factors, for instance, the increased recognition that disability is an equality issue not only in the UK but also in Europe.

B: The social model has been foundational in the Disability Studies. What are its benefits?

W: The social model is what defined Disability Studies. It is what separated Disability Studies out from medical sociology, which concentrated on impairment whereas Disability Studies focused on the way in which society is organised and the barriers society puts in place for disabled people. Vic Finkelstein called this “sterile effects”, for instance, why is it that people can’t go into buildings etc. So it was that shift that set Disability Studies apart from traditional medical sociology. Put simply, rather than focus on what is wrong with the individual, the social model focuses on what’s wrong with society.

B: In German Disability Studies the social model is still prevalent. Yet it has been criticised by postcolonial, queer and/or feminist writers (cf. Morris 1991, Crow 1996, Vernon 1996, Raab 2007, McRuer 2010). You and Tom Shakespeare have once called the social model an “outdated ideology” (Shakespeare/Watson 2001). What are the problems of the social model? Has social constructionism come to a dead end?

W: I don’t think it’s the social constructionist element, rather it’s the materialist element of the social model that has been forgotten. The social model de-

mands that you separate impairment and disability, which I think you can’t separate, the two are linked. There is a materialist side to the social model. Carol Thomas (1999) has done some interesting work on the social model to meet some of its challenges from a materialist position. She came up with three effects of disability: “disablism”, that is the material barriers; “psycho-emotional disablism”, the individual emotional damage that is created by the way the society treats you, the denial of rights; for example, how every time you go out in the street people stare at you and how that psycho-emotionally damages you; and “impairment effects”. Early Disability Studies or as she says “hardliners” of the social model say impairment has nothing to do with disability and disability is only about the social barriers. Thomas argues this is not what the social model is all about but what it has become. She says we need a more nuanced understanding.

I have a lot of sympathy with her argument but I also see the danger of focusing on which of the three we are dealing with. Think of speech impairment for example. If you are in a disabling condition, a position where you are being disabled or disadvantaged because you have a speech impairment, it makes you feel angst and your speech impairment gets worse. So it is very hard to separate the two out. Or take for example the mental health problem; if you have de-

pression and go out and people treat you badly, bad treatment can make the condition get worse. Is it a cause or an effect? It is very difficult to unpack these things, they all happen at the same time. I don't think they need separating out. At the moment we are doing research on motor neurone disease and it is already clear that the actual impairment has a huge effect on the people. They have breathing difficulties that they are so afraid, they have a constant fear of choking. It is the impairment itself, which creates the psycho-emotional damage. They cannot be left alone for three minutes because they are scared of choking.

So there are real problems with the social model, and I would prefer a critical realist approach. Dan Goodley has done quite some interesting work on postmodern writers such as Deleuze and Guattari developing what he calls a "rhizomatic approach" to disability (cf. Goodley 2007, 2011). A lot of his writing is about denying categories such as impairment arguing it is a social construction. I am not sure that gets us anywhere. Clearly there are some real things out there, for example spinal cord injury is the result of a damage to the spinal cord and it has real, hard effects – these are not imagined, socially constructed. Be it multiple sclerosis or a mental health problem, you need actual help, you can't ignore these things, these are hard facts, which are found throughout all cultures. We have to accept this reality and

work with it. This does not mean, however, that we devalue people but we have to accept their difference. This notion of real difference is there, for example there are certain groups of disabled people with profound learning disability who will never work and you can't sit back and say that is socially constructed, that the disadvantage they are experiencing is solely the result of society, that they are labelled. These are real experiences but because they are real we are not saying people should not experience these differences.

B: "Difference" is a key notion in all the equality groups. From a critical realist perspective you have argued that all people have (or will have) an impairment sooner or later in their life, so the differentiation of abled/disabled is redundant. Also in other disciplines such as gender studies, critical racial studies etc. we encounter the 'problem of reification': How can we research inequalities without reproducing the very categories that we actually contest? How do you tackle the problem of reification in your own writing?

W: It is very difficult. I think one of the differences between discrimination of disabled people and discrimination of gender, sexual orientation or ethnicity is that with disability you have to take positive action. This means, that you have to put in ramps, put in hearing sys-

tems to make information possible in different formats whereas for the other groups you just have to remove attitudes. Think of the debate between Nancy Fraser and Axel Honneth about redistribution versus recognition (cf. Fraser 2000, Honneth 2004). Take the case of sexual orientation, if you recognise that people of different sexual orientations are entitled to equal treatment, then that's all you have to do, you don't have to make positive steps, whereas to include somebody who is blind or deaf you have to provide reading and hearing sign language interpreting. There are needs and we have to acknowledge that there are different needs and that disabled people need a different level of support.

The other problem with disability is that unlike the other equality groups, there is nothing intrinsically "wrong" with being a woman or with being someone of a different minority. Actually, "wrong" is the wrong word. Materialist Disability Studies writer Paul Abberley (1987) uses the word "real inferiority", which I don't like but there are real consequences of impairment. We advise people to wear seat belts, not to get injured in car accidents. We advise women to take folic acid during pregnancy because of the risk of spinal bifida. This does not mean that we devalue people who have spinal bifida. We encourage people to adopt safe sex practice because HIV is a chronic condition. The social model cannot handle cure. People who have chronic

heart disease, which means that they can't walk, can have a heart bypass and walk again. Nobody of the disability movement would say they shouldn't do that. And yet, Disability Studies have a very difficult relationship with cure.

B: "Intersectionality" has advanced to a "buzzword" in the social sciences and especially in gender studies (Davis 2008). What has been its reception in Disability Studies?

W: I think intersectionality is very important for Disability Studies. There is a danger that we reify disabled people on the grounds that they have an impairment and we ignore the fact that they have multiple identities. For many disabled people having an impairment actually is not a major identifier, their family role, sexual orientation or ethnic background etc. are just as important. The notion of intersectionality allows us to bring all of this together. Of course, there is a danger of disaggregation that you might end up with small groups where you would have for instance only gay black disabled men in one group. Whereas the disability movement was originally about all disabled people just like feminism was about all women, they are both now so much disaggregated.

One aspect about disability that singles it out from the other equality groups is the fact that disability is something we will all experience. For instance, you

don't wake up and have a different gender the next day, whereas you can wake up and find yourself having acquired an impairment. This is why in America they use the term "temporarily abled". That is the great thing about intersectionality, it introduces disability to a wider audience. Disability is the one thing that combines all equality groups, it is something that, in the end, everybody will experience. All of us will experience some period of disability. So intersectionality shows that disability happens across all equality strands.

There is another aspect of this argument. You may opt to reassess your sexual orientation in your later life, but disability is not like that, it is fate. If it hits you, it hits you; there is no other equality group that has that.

B: You have already mentioned the women's movement. Disability Studies and feminism have had a difficult relationship. Maybe you want to comment on that.

W: In the 1990s, in particular in the UK, the women's movement and Disability Studies have had quite an uncomfortable relationship because the women's movement wrote about the drudgery of care and the fact that women's identities were oppressed in their role as carers, the burden this meant, and how this could limit their opportunities. Some feminist Disability Studies writers such

as Jenny Morris shifted the focus to the cared for who are mostly women since they tend to live longer and will experience impairments in their later life. So there was a very uncomfortable relationship about that. To a certain extent it is resolved.

There is a great book by Lynch et al. (2009) on "affective equality". She writes about people who make decisions to care for other people. Often it's not a rational but an affective decision, taken out of love. Surely there are times when care becomes difficult, but often it is done out of love. Thus, caring for somebody has a positive side. A lot of people actually choose to care for people, which is shown in the caring stories we found out in our work on motor neurone disease. As well as people with motor neurone disease, we interviewed partners of people who had died of motor neurone disease. None of them said that they were glad that their partners were dead. Some of them said that providing that care for their partner was the most intensely loving time in their lives. The feminist ethics of care does not take that into account. Nobody is independent, we are all interdependent. We like to care for people and we like to be cared for.

Elisabeth Badenhoop: Care is again a perfect example, which could best be approached with an intersectional analysis, since it is not only about women, it is about migrant women, too...

W: I talked to somebody who was interviewing a group of Zimbabweans who said they worked for the BBC, the 'British Bumcleaning Corporation' because they came over and worked in care. If you look at care homes in the UK, a lot of them are staffed by migrant workers.

B: Some of the Disability Studies writers argue that only disabled people can do research on disability (cf. Barnes 1992, Stone/Priestley 1996). This position presupposes an essentialist understanding of disability. The problem of essentialism, of authorship and experience, was not only a problem in Disability Studies but has been critically discussed within Black Feminism (cf. Mirza 1997, Collins 2000, Yuval-Davis 2006). To come back to that very simple question, who can do disability studies?

W: You are quite right, it assumes that all disabled people are homogeneous, which is simplistic nonsense or at best, said out of self-interest. Anybody can do Disability Studies, as long as they are good academic researchers. Why should I as middle-aged white academic who acquired a disability in my 30s know anything about the life of somebo-

dy with a working class background and profound learning disabilities? We have nothing in common apart from the fact that we both have impairments, which are not the same. I think there is a danger in Barnes' statement. Of course I think everybody can do Disability Studies.

B: What are still 'blank areas' in Disability Studies; which topics have not yet been fully covered?

W: There are several areas. What we haven't looked at, yet, is this notion of chronic illness and especially chronic illness that is enduring. I mean, where does chronic illness end and impairment begin? This is a difficult relationship to unravel. We are also only just starting on mental health. Mental health is particularly difficult. For some people with a mental health problem, the problem itself actually creates exclusion. For example, somebody who has agoraphobia (a fear of going outside) or a fear of social inclusion, the inclusion itself is a real problem for them. Another issue we have not really analysed is the role of medicine. We are still uncomfortable with examining the role of medicine in the lives of disabled people. Simplistically, a lot of the Disability Studies' writing on medicine still portrays medicine as some sort of oppressive regime; yet, some of us are alive because of medicine.

B: What about cultural representation, how has that been covered?

W: There is quite a lot of work already done on cultural representation, going back to the 1960s where people have written about cultural representation of disabled people, especially in North America. I am thinking of people such as Rosemarie Garland-Thomson, Lennard Davis, David T. Mitchell and Sharon L. Snyder. I am not saying that we don't need more of it but it's not precisely a gap in the canon of Disability Studies writings, there are more urgent themes such as the relationship between disability and mental health or the notion of chronic illness. Oliver (2009) for example still writes that rehabilitation is an oppressive regime because it is trying to make people walk but this is too simplistic, we still need to unpack that further.

B: You mentioned already the rather sympathetic expression of 'temporarily able-bodied' in American English. Which terms have become widely accepted in everyday language in Britain to speak about disability?

W: „Temporarily able-bodied' is a euphemism and I find it a bit irritating but it's all right to use. In the UK we use the word 'disabled person' solely because we think it's a person who is disabled, whereas in America and Australia they would use the term 'person with disabili-

ty' because they like to think that they put the person first. These are two different approaches; you can tell where somebody is from, where they stand politically. Take for example the word 'carer', a person from the UK Disability Movement would say 'personal assistant' because it is not about providing care, it is about providing personal assistance and support. In fact, the role of the independent living movement was central to the founding of the disability movement and the modern disability movement both in the USA and the UK. They shifted the focus from the ability to, for example, wash yourself to the power to decide who washes you.

B: What improvements has the UK Single Equality Act 2010 brought to disabled people and what are its limitations?

W: We do not really know yet. What the Single Equality Act 2010 did was to incorporate the Disability Discrimination Act 1995 together with all other UK anti-discrimination legislation into one single piece of law. If you look at the equality measurement framework, which has been published by the Equality and Human Rights Commission you get one equality review, which indicates how fair is Britain today to disabled people. Compared to 1990, when Barnes wrote about disability discrimination and cited diverse examples of the disadvantages that disabled people face, today

there are still lots of disabled children who are being excluded from or bullied at school, however there are also new things emerging, for example there is data on disabled people reaching higher education, which is a huge improvement compared to the 1990s.

But I think we are entering really rough times. The think tank DEMOS has recently predicted that by 2014, 9.4 billion per year will be taken from disabled people in terms of budget cutbacks. Disabled people are right at the forefront of these austerity measures that this new government are introducing. So there is a real danger that we are witnessing a step back from the massive advances we made in the delivery of social care and access to services during the last 15 years or so.

B: The UK society is currently experiencing most severe financial cuts. There is talk about introducing tuition fees at undergraduate level in Scotland now, too. How is the Strathclyde Centre for Disability Research going to be affected by the cuts?

W: It will be a lot harder to get research grants. We do a lot of research for voluntary sector organisations and obviously they will have to fund a lot more frontline work now themselves. The two studies we are conducting at the moment, the one on motor neurone disease and the other on growing old with cerebral

palsy, are both funded by voluntary sector organisations and I am concerned that in the future getting this sort of funding will be difficult because they will have to provide a lot more frontline support rather than provide support for research. Also, the government research budgets have been hit and the last thing any government would want to hear at a time of financial cutbacks is a group of academics to tell them that they are not providing enough care and support. In this way, there is a danger that our research funding will be hit like that. And obviously, students' tuition fees are a big problem and we do not know yet what effect this will have.

B: At Glasgow University, we are just witnessing that whole subject areas such as anthropology, social work, and modern languages are cut, which has provoked a broad movement of resistance by both teachers and students. Would you like to comment on how successful you think the protests will be?

W: I think the university handled it dreadfully. I hope that the protests will be successful. In the past, in other universities where they tried to do this they encountered so much protest, for instance at King's College or in Leeds University, that they pulled back in the end. I hope the same will happen here, too.

Bibliography:

[References by interviewer]

- Barnes*, Colin (1992): Qualitative research: valuable or irrelevant? In: *Disability, Handicap and Society*, 7 (2), pp. 115-124.
- Collins*, Patricia Hill (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, consciousness and the politics of empowerment*. London/New York, Routledge.
- Crow*, Liz (1996): Including all our lives: Renewing the social model of disability. In: Morris, Jenny (ed.): *Encounters with Strangers. Feminism and Disability*. London, The Women's Press, pp. 206-226.
- Davis*, Kathy (2008): Intersectionality as a buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: *Feminist Theory*, 9 (1) April, pp. 67-85.
- McRuer*, Robert (2010): Disability Nationalism in *Crip Times*. In: *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 4(2), pp. 163-178.
- Mirza*, Heidi Safia (ed.) (1997): *Black British Feminism. A Reader*. London, Routledge.
- Morris*, Jenny (1991): *Pride against prejudice*. London, The Women's Press.
- Raab*, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: *Waldschmidt*, Anne/*Schneider*, Werner (eds.): *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*. Bielefeld, transcript, pp. 127-148.
- Shakespeare*, Tom/*Watson*, Nick (2001): The Social Model of Disability – An Outdated Ideology? In: *Exploring Theories and Expanding Methodologies*, 2, pp. 9-28.
- Stone*, Emma/*Priestley*, Mark (1996): Parasites, pawns and partners: disability research and the role of non-disabled researchers. In: *British Journal of Sociology*, 47 (4), pp. 699-716.
- Vernon*, Ayesha (1996): A stranger in many camps. The experience of Disabled Black and Ethnic Minority Women. In: Morris, Jenny (ed.) *Encounters with strangers. Feminism and Disability*. London, The Women's Press, pp. 48-68.
- Waldschmidt*, Anne (2010): *Disability Studies: „Deutschland ist einfach noch nicht so weit“*. Interview on 01/01/2010 with REHACARE.de. Available online: [http://www.rehacare.de/cipp/md_rehacare/custom/pub/content,oid,23842/](http://www.rehacare.de/cipp/md_rehacare/custom/pub/content,oid,23842/lang,1/ticket,g_u_e_s_t/src,23842%252F1/~/%Disability_Studies_%E2%80%9EDeutschland_ist_einfach_noch_nicht_so_weit%E2%80%9C.html)

[lang,1/ticket,g_u_e_s_t/src,23842%252F1/~/%Disability_Studies_%E2%80%9EDeutschland_ist_einfach_noch_nicht_so_weit%E2%80%9C.html](http://www.rehacare.de/cipp/md_rehacare/custom/pub/content,oid,23842/lang,1/ticket,g_u_e_s_t/src,23842%252F1/~/%Disability_Studies_%E2%80%9EDeutschland_ist_einfach_noch_nicht_so_weit%E2%80%9C.html) (accessed 02/03/11)

Yuval-Davis, Nira (2006): Intersectionality and Feminist Politics. In: *The European Journal of Women's Studies*, 13 (3), pp. 193-209.

[References by interviewee]

- Abberley*, Paul (1987): The concept of oppression and the development of a social theory of disability. In: *Disability, Handicap and Society*, 2, pp. 5-20.
- Barnes*, Colin (1990): 'Cabbage Syndrome': The Social Construction of Dependence. London, Falmer.
- Finkelstein*, Victor (1980): *Attitudes and Disabled People: Issues for Discussion*. New York, NY, International Exchange of Information in Rehabilitation.
- Fraser*, Nancy (2000): Rethinking recognition. In: *New Left Review*, 3 (May/June), pp. 107-120.
- Goodley*, Dan (2007): Becoming Rhizomatic parents: Deleuze, Guattari and disabled babies. In: *Disability and Society*, 22 (2), pp. 145-160.
- Goodley*, Dan/*Lawthorn*, Rebecca (2011): *Deleuze, disability and sex*. In: Beckman, Frida (ed.): *Deleuze and Sex*. Edinburgh, Edinburgh University Press.
- Honneth*, Axel (2004): Recognition and Justice. Outline of a Plural Theory of Justice. In: *Acta Sociologica*, 47(4), December, pp. 351-364.
- Lynch*, Kathleen/*Baker*, John/*Lyons*, Maureen (2009): *Affective Equality: Love, Care and Injustice*. Basingstoke, Palgrave Macmillan.
- Oliver*, Michael (1983): *Social Work with Disabled People*. London, Macmillan.
- Oliver*, Michael (2009): *Understanding Disability: From Theory to Practice*. Basingstoke, Palgrave Macmillan.
- Thomas*, Carol (1999): *Female forms: experiencing and understanding disability*. Buckingham, Open University Press.
- Union of Physically Impaired Against Segregation* (1976): *Fundamental Principles of Disability*. London, UPIAS.

The interviewee:

Nicholas Watson is currently Professor of Disability Studies at the University of Glasgow and Director of the Strathclyde Centre for Disability Research since 2004. His research interests include disability and childhood, disability theory and history, care and personal assistance, disability and technology. A list of his publications is available here: <http://www.gla.ac.uk/schools/socialpolitical/staff/nicholaswatson/>

More information on the Strathclyde Centre for Disability Research can be found on the website: <http://www.gla.ac.uk/schools/socialpolitical/research/sociology/strathclydecentrefordisabilityresearch/>

The interviewer:

Elisabeth Badenhoop, B.A., 24, studied Social Sciences, Philosophy, and Political Science at the University of Leipzig and the Sciences Po (IEP), Paris. She is currently finishing her postgraduate studies in the M.Sc. programme "Equality and Human Rights" at the University of Glasgow by writing her master's thesis on the transformation of immigrants to British citizens.

Tagungen und Kongresse

07.-09. Juli 2011

Social Inequality and mobility in the life-course. Causes and consequences of social stratification; Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.

<http://www.mzes.uni-mannheim.de/konf/simlife/Homepage.html>

21.-24. Juli 2011

Everyday Life, Social Control and Ethnography. Universität Kassel.

<http://www.symbolicinteraction.de/cfp.html>

15.-17. September 2011

Scheitern – ein Desiderat der Moderne. Leibnitz Universität Hannover.

<http://www.ish.uni-hannover.de/tagung-scheitern.html>

22.-24. September 2011

Was bleibt vom Werk Friedrich H. Tenbrucks? Universität Koblenz-Landau.

http://www.uni-koblenz.de/~instso/kuso-dgs/sektionstagungen_ab_2005/programm_tenbruck.pdf

29. September - 01. Oktober 2011

Neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit. 3. Gemeinsamer Kongress der Deutschen, Österreichischen und Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie; Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.

<http://www.soziologie2011.eu>

06.-08. Oktober 2011

Komplexe Neue Welt. 3. Studentischer Soziologiekongress; Technische Universität und Humboldt Universität Berlin.

<http://www.soziologiekongress.de>

14./15. Oktober 2011

Organisationen im Chaos? Tagung der AG Organisationssoziologie; Universität Postdam.

<http://www.organisations-soziologie.de/ag/archives/373>

19./20. Oktober 2011

Materialitäten - Herausforderung für die Sozial- und Kulturwissenschaften Interdisziplinäre Tagung; Mainz.

[http://www.soziologie.uni-mainz.de/FB02/kalthoff/Illustrationen/MaterialitaetenCfP\(1\).pdf](http://www.soziologie.uni-mainz.de/FB02/kalthoff/Illustrationen/MaterialitaetenCfP(1).pdf)

03.-05. November 2011

Sportentwicklung als Gegenstand soziologischer Forschung und Beratung. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie; Bochum.

<http://www.sportwissenschaft.de/index.php?id=sportsoziologie2011>

11./12. November 2011

Urbane Ungleichheiten. Eine Tagung der DGS-Sektionen „Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturenanalyse“ und „Stadt- und Regionalsoziologie“; Rostock.

http://www.wiwi.uni-rostock.de/index.php?id=1428&tx_ttnews%5Btt_news%5D=959&cHash=80b5f864961605b068becda003951a2c

12./13. November 2011

Proteste und Demokratie. 1. Studentische Fachtagung der DNGPS; Osnabrück

<http://www.dngps.de/Fachtagung>

Workshops

05./07./12./14. Juli 2011

Empirische Daten verschriftlichen für Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften. Georg-August-Universität Göttingen.

Studierende der Universität Göttingen können sich im Stud.IP zu dieser Veranstaltung anmelden:
<https://www.studip.uni-goettingen.de/>

08./09. September 2011

Arbeit und Betrieb im Web 2.0 - Zum neuen Verhältnis zwischen Betrieben und Usern. Technische Universität Chemnitz.

<http://www.workshop.konsumentenarbeit.de>

20.-23. September 2011

Classifications and the Construction of Belongings. International Summer School/ Ph.D.-Forum. Ruhr-Universität Bochum/Universität Duisburg-Essen.

<http://www.uni-due.de/soziologie/iss2011.php>

06./07. Oktober 2011

„Der Tod als Problem der Praktischen Philosophie“ Workshop des Projekts „Tod und toter Körper - Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft“; Philipps-Universität Marburg.

http://userfiles.todundtoterkoerper.eu/Workshop_Philosophie_Okt2011.pdf



**KOMPLEXE
NEUE WELT**

3. STUDENTISCHER
SOZIOLOGIEKONGRESS
06.-08.10.2011 BERLIN

3. STUDENTISCHER SOZIOLOGIEKONGRESS „KOMPLEXE NEUE WELT“ 06.-08.10.2011

„HABEMUS VISIONES“ – STUDIERENDE DER TU BERLIN UND HU BERLIN VERANSTALTEN IM OKTOBER 2011 DEN 3. STUDENTISCHEN SOZIOLOGIEKONGRESS

16 begeisterte Soziologiestudierende der TU und HU Berlin haben sich vor gut einem Jahr in die Arbeit gestürzt um im Oktober den 3. Studentischen Soziologiekongress in Folge in Berlin stattfinden zu lassen. Die Idee einen *studentischen* Kongress der Soziologie zu organisieren wurde vor gut 6 Jahren in Halle geboren, wo 2007 der erste Kongress stattfand. Damals unter dem Motto „Perspektiven der Soziologie“ und mit dem Ziel, vor allem den Austausch der Universitäten Jena, Leipzig und Halle zu fördern. Das Konzept kam so gut an, dass sich bereits 2009 mit dem Thema „Theorie und Praxis“ in München ein weiterer Kongress anschloss.

Der Kongress mit dem Thema „Komplexe Neue Welt“ bietet vielfältige Möglichkeiten, sich mit aktuellen Zeitdiagnosen und gesellschaftlichem Wandel, aber auch Untersuchungen auf Struktur- und Mikroebene auseinander zu setzen. Die eingereichten Themen deuten auf eine breite Vielfalt von Schwerpunkten wie Migration und Ausgrenzung, über die Zukunft der Erwerbsarbeit und die Entwicklung sozialer Bewegungen, bis hin zur Thanatosoziologie und umweltpolitischen Forschungsfragen hin. Unverhofft erreichten uns auf Grund unseres „Call for Papers“, den wir auch in der Oktoberausgabe des Studentischen Soziologiemagazins veröffentlichen durften, über 80 Einsendungen, vorwiegend aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Vom 6. bis 8. Oktober 2011 sollen Studierende der Soziologie und verwandter sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer viel Raum bekommen, sich auszutauschen und neue Themengebiete zu entdecken oder zu vertiefen. Hierzu haben die Veranstalter_innen zum einen klassische Formate, wie Panels für Vorträge und Diskussionen, aber auch Workshops, Worldcafés, ein vielversprechendes Abendprogramm und natürlich ausreichend Verpflegung vorgesehen. Da auch über den Kongress hinausgehend – dank der neuen Möglichkeiten des social media – Kontakte zwischen den Teilnehmenden entstehen sollen, wird von dem Organisationsteam 2011 ein auf allen Ebenen nachhaltiges Konzept verfolgt. Eine Anmeldung wird ab Juli möglich sein.

Mehr Informationen unter: <http://www.sozialogiekongress.de>

Folge uns bei twitter: twitter.com/sozkongress

oder bei facebook: Studentischer Soziologiekongress

INFO@SOZIOLOGIEKONGRESS.DE
WWW.SOZIOLOGIEKONGRESS.DE

This image shows a single sheet of white paper with horizontal ruling lines. The lines are evenly spaced and run across the width of the page. There are no margins, text, or other markings on the paper.



Deutsche
Nachwuchsgesellschaft für
Politik- und Sozialwissenschaft

Die Deutsche Nachwuchsgesellschaft für Politik- und Sozialwissenschaft e.V. (DNGPS) wurde am 26. Januar 2011 von 19 Studierenden in Osnabrück gegründet. Mittlerweile sind Studierende aus Frankfurt a.M., Osnabrück, Aachen, Köln, Greifswald, Potsdam und anderen Städten in der DNGPS vernetzt.

Zweck des Vereins ist es, den Austausch und die Kooperation der Studierenden der Fachgebiete Politik- und Sozialwissenschaft zu fördern und zu unterstützen. Der Verein sieht sich als Plattform für den wissenschaftlichen Dialog und übernimmt in diesem Sinne auch die Ausrichtung von Fachtagungen und Konferenzen. Darüber hinaus macht er sich zur Aufgabe, die Kommunikation zwischen Studierenden und dem Arbeitsfeld der Politik- und Sozialwissenschaft auf- und auszubauen. Der erste Schritt in diese Richtung ist die Ausrichtung der

**1. studentischen Fachtagung „Protest und Demokratie“
am 12. und 13. November 2011 in Osnabrück**

Das Programm wird hauptsächlich durch Vorträge von Studierenden gestaltet und durch eine geführte Posterpräsentation ergänzt. Die einleitende Rede für die Veranstaltung wird von Herrn Prof. Dr. Buchstein, dem Vorsitzenden der Deutschen Vereinigung Politische Wissenschaft e.V., gehalten. Die gesamte Arbeit und die Fachtagung der DNGPS werden sowohl von der Deutschen Vereinigung Politische Wissenschaft e.V. (DVPW) als auch der Universität Osnabrück unterstützt.

Falls DU jetzt Interesse an der Veranstaltung hast und deine Arbeit und Ergebnisse gerne bei der Fachtagung vorstellen möchtest, schick uns eine Email an die untenstehende Kontaktadresse und du erhältst von uns ein Formular. Das ausgefüllte Formular muss dann bis zum 30. Juni 2011 an die Email-Adresse mit dem Betreff „CfP Fachtagung“ geschickt werden.

Bei ihrer Arbeit ist die DNGPS auf die Unterstützung von Studierenden, Ehemaligen und Partnern aus Berufs- und Tätigkeitsfeldern angewiesen. Dabei gibt es zwei Möglichkeiten die Arbeit der DNGPS zu unterstützen: als Studierender– aktives Mitglied – oder als unterstützendes Fördermitglied. Die DNGPS versteht sich nicht als Elite-Netzwerk. Grundsätzlich steht die Mitgliedschaft jedem offen. Die Studierenden erhalten die Möglichkeit, allein durch ihr Können und Engagement im Verein Kontakte zu knüpfen und durch ihre Arbeit zu überzeugen.

Gerne können Sie mit uns Kontakt aufnehmen:

DNGPS

c/o Universität Osnabrück

Seminarstraße 33

49069 Osnabrück

Email: info@dngps.de

www.dngps.de

Impressum

Herausgeber: soziologiemagazin e.V., Institut für Soziologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Adam-Kuckhoff-Straße 41, 06108 Halle (Saale)

Gerichtsstand: Halle (Saale)

Vereinsvorstand: Maria Hofmann (Vorsitzende), Florian Döring (stellvertretender Vorsitzender)/vorstand@soziologiemagazin.de

Redaktion: Florian Döring, Christian Eberlei, Maria Hofmann, Mandy Hyna, Benjamin Köhler, Werner Krause, Maik Krüger, Jan-Peter Schmitten, Christoph Schubert, René Wolfsteller, Steffen Zierold/redaktion@soziologiemagazin.de

Wissenschaftlicher Beirat: Prof. Dr. Brigitte Aulenbacher, Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, M.A. Yvonne Niekrenz, Dipl.Sozialwirt Michael Ney, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Prof. Dr. Paula-Irene Villa, Prof. Dr. Georg Vobruba

Covergestaltung: Jan-Peter Schmitten

Grafikelemente: Mareike Mandel

Satz: Mandy Hyna

Bildbearbeitung: Florian Döring, Mandy Hyna, Jan-Peter Schmitten

Anzeigenschaltung: Maria Hofmann, Benjamin Köhler/marketing@soziologiemagazin.de

Ausgabe: soziologiemagazin e.V., halbjährlich

Ausgabe 1 | 2011 | Printausgabe Erstauflage: 50 Stück | 4,50 Euro
oder als kostenloses eJournal, erhältlich über unsere Homepage/www.sociologiemagazin.de

ISSN: 2190-9768

Ausgabe 1 :::: Jahrgang 4 :::: Juni 2011 :::: Halle (Saale)

Die Redaktion



Florian Döring ::: 26 ::: studiert Soziologie (Diplom) mit Wahlpflichtfach VWL an der MLU Halle-Wittenberg ::: interessiert sich besonders für Soziologie sozialpolitischer, wissenschaftlicher und journalistischer Diskurse ::: Aufgabe im Verein: Vorstand :::



Christian Eberlei, MA. ::: 26 ::: studierte Soziologie (MA.) in Konstanz ::: interessiert sich besonders für Wissens- und Professionssoziologie, philosophische Grundlegung der Soziologie und qualitative Sozialforschung ::: Aufgaben im Verein: Redaktion, Lektorat :::



Maria Hofmann ::: 24 ::: studiert Soziologie (Diplom) mit Wahlpflichtfach Psychologie an der MLU Halle-Wittenberg ::: interessiert sich besonders für Gesundheitssoziologie, insb. gesundheitliche Ungleichheit, Figurationssoziologie, Techniksoziologie ::: Aufgaben im Verein: Vorstand, Redaktion, Marketing :::



Mandy Hyna, M.A. ::: 26 ::: studierte Medien- und Kommunikationswissenschaft und Soziologie an der MLU Halle-Wittenberg und in Burwood/Melbourne ::: interessiert sich besonders für Mediensoziologie, Soziologie der sozialen Ungleichheit ::: Aufgaben im Verein: Satz / Layout, Redaktion :::



Benjamin Köhler ::: 26 ::: studiert Soziologie technikwissenschaftlicher Richtung und technischer Umweltschutz (B.A.) an der TU Berlin und in Prag ::: interessiert sich besonders für Wissen, Umwelt, Technik, Umbrüche, Praxistheorie und Postkoloniale Theorie ::: Aufgaben im Verein: Redaktion, Marketing, Blog :::



Werner Krause ::: 22 ::: studiert Geschichte und Sozialwissenschaften an der HU Berlin sowie der UNAM und dem CIDE in Mexico City ::: interessiert sich besonders für Politische Theorie und Ideengeschichte des 20./21. Jahrhunderts, Historische Sozialwissenschaft, Komparative Sozialforschung ::: Aufgabe im Verein: Lektorat :::

Die Redaktion



Maik Krüger, M.A. :: 29 :: studierte Soziologie und Politikwissenschaften an der Universität Tübingen :: interessiert sich besonders für Geschlechtersoziologie und Wissenssoziologie :: Aufgaben im Verein: Redaktion, Blog ::



Jan-Peter Schmitten, Dipl.Soz. :: 28 :: studierte Soziologie an der Technischen Universität Chemnitz :: interessiert sich besonders für Arbeitssoziologie, insb. Anerkennung/Entfremdung, Subjektivierung sowie Rationalisierung :: Aufgabe im Verein: Grafikdesign ::



Christoph Schubert :: 26 :: studiert Soziologie, Zeitgeschichte und Interkulturelle Wissenskommunikation (M.A.) an der MLU Halle-Wittenberg und der Universität Rouen :: interessiert sich besonders für Bildungs- und Wissenschaftssoziologie :: Aufgabe im Verein: Redaktion ::



René Wolfsteller :: 25 :: B.A. in Sozialwissenschaften, Philosophie und Politikwissenschaft :: studiert Politische Theorie (M.A.) an den Universitäten Frankfurt und Darmstadt :: interessiert sich besonders für Politische und Soziale Theorien des 20. und 21. Jahrhunderts, Identitätspolitik, Postkoloniale Theorie und Staatsethnografie :: Aufgaben im Verein: Redaktion, Lektorat, Betreuung des wissenschaftlichen Beirats ::



Steffen Zierold :: 27 :: studiert Soziologie (Diplom) mit Wahlpflichtfach Medien- und Kommunikationswissenschaft :: interessiert sich besonders für : Stadt- und Raumsoziologie, insb. Transformations- und Anpassungsprozesse, Schrumpfung, demografischer Wandel :: Aufgabe im Verein: Redaktion ::

Danksagung

Für die Realisierung einer vierten Ausgabe sind wir vielen Personen zu Dank verpflichtet. Wir danken unserem ehemaligen Redaktionsmitglied, Michael Sitte, für die Hilfestellung bei der Umsetzung einer Illustrationsidee durch sein fotografisches Können. Alexander Herr ist für die technische Betreuung unserer Website zu danken. Für die Unterstützung im Lektorat gilt unser Dank Johanna Becker, Nadine Jenke und Simone Regazzoni. Dem Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg danken wir ebenfalls für seine Unterstützung.

Ein ganz besonderer Dank gilt unserem Wissenschaftlichen Beirat, der uns bei der Sicherung der wissenschaftlichen Qualität mit kritischen Anmerkungen und Hinweisen stetig unterstützt.

Nicht zuletzt sind wir all unseren Autor_innen und Leser_innen zu großem Dank verpflichtet, denn ohne sie wäre die Herausgabe einer vierten Ausgabe nicht möglich gewesen!

Mitarbeit, Sponsoring und Spenden

Unser Team braucht Unterstützung! Um Studierenden auch weiterhin die Möglichkeit zur Publikation hochwertiger Artikel bieten und damit den wissenschaftlichen Diskurs bereichern zu können, ist in der Redaktion, in der Organisation, im technischen Marketing und bei den Finanzen einige Arbeit nötig. Wer Interesse hat, sich in einem der vielen Bereiche (v.a. soziologischer Journalismus, Marketing, Redaktion, Lektorat) einzubringen, kann sich jeder Zeit gern an uns wenden! mehr Informationen unter: <http://www.soziologiemagazin.de/blog/mitmachen/>

Darüber hinaus sind wir immer für finanzielle Unterstützung in Form von Spenden, Sponsoring oder einer Fördermitgliedschaft im soziologiemagazin e.V. dankbar! mehr Informationen hierzu unter: <http://www.soziologiemagazin.de/blog/mitgliedschaften/> und <http://www.soziologiemagazin.de/blog/spenden-sponsoring/>

CALL 4 PAPERS

Geburt – Leben – Tod

Soziologie vom Anfang bis zum Ende

Einmal mehr sucht das SSM studentische Artikel, die in dunklen Schubladen auf ihre Veröffentlichung warten. Mit der kommenden Ausgabe versuchen wir, unsere soziale Existenz in ihren verschiedensten Phasen und Momenten zu erfassen. Uns interessieren dabei thematische und methodische Zugänge in der ganzen Breite, zum Beispiel:

Inwiefern verändern medizinische Techniken unseren Umgang mit Schwangerschaft, der Geburt und den ersten **GEBURT** Schritten unseres Lebens? Welchen Einfluss hat die Geburt eines Kindes auf Rollenbilder und Selbstzuschreibungen der Familienmitglieder? Und umgekehrt: Wie greifen gesellschaftliche Normen und Kategorien vor und nach der Geburt?

Wie gestaltet sich das Zusammenleben verschiedener Generationen? Wie entwickelt sich das Verhältnis von Arbeit und Freizeit? Was **LEBEN** sagen Begriffe wie „Schlüsselqualifikationen“, „lebenslanges Lernen“ oder „Basiskompetenzen“ über unsere gesellschaftliche Entwicklung aus? Was sind die Formen und Bedingungen prekärer Existenz und ausgegrenzten Lebens?

Welche Rollen spielen Institutionen wie Hospiz und Krankenhaus, und wie prägen sie Bilder des Sterbens? Wie weit **TOD** reicht der Schatten unseres sozialen Daseins über den Tod hinaus, in analoger und digitaler Form? Welche Rolle spielen der Glaube oder religiöse Rituale für die Auseinandersetzung mit dem Tod?

Du hast andere Fragen? Bei uns kannst du deine Ideen veröffentlichen. **Wie wird's gemacht?** Du hast einen Vortrag gehalten, eine Hausarbeit zu diesem Themenkomplex geschrieben oder ein Forschungsprojekt durchgeführt und möchtest deine Ergebnisse in Form eines Artikels in den studentischen Diskurs einbringen? Du willst uns – themenunabhängig – Rezensionen oder Tagungsberichte zusenden? Wir freuen uns über deinen Beitrag! Einsendeschluss ist der **15.09.2011!** Unsere "Hinweise für Autor_innen" sowie weitere Informationen und Neuigkeiten aus der Soziologie findest du auf unserem Blog: www.soziologiemagazin.de.